

Alice Schwarzer, Johann Schneider-Ammann, Ernst Jünger

Nummer 6 – 6. Februar 2014 – 82. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Wann beginnt der Mensch?

Antworten von Christophe Darbellay, Leon de Winter, Vitus Huonder,
Gottfried Schatz, Murali Doraiswamy, Nora Illi, Pirmin Meier u. v. a.

Mörgeli zeigt Condrau an

Zehnte und vielleicht letzte Folge der *Weltwoche*-Serie. Von Philipp Gut

Ein brillanter Fälscher

Wie Emile «van Gogh» Schuffenecker die Kunstwelt narrete.
Von Benoît Landais



**NEU
2014**

Chinareise mit Yangtse

Peking–Flussfahrt Yangtse–Wuhan–Shanghai

- Flussreise mit neuem Erstklassschiff
- Direktflüge mit Swiss
- Preise deutlich günstiger

**12 Tage inkl.
Vollpension Bord,
Ausflugsprogramm
und Flüge
ab Fr. 3095,-**



Ihr Reiseprogramm

- 1. Tag: Schweiz–Peking.** Direktflug mit Swiss nach Peking.
- 2. Tag: Peking.** Morgens Ankunft in Peking. Besichtigung des Himmeltempels (*) und Transfer zum Hotel. Übernachtung. (F/A)
- 3. Tag: Peking.** Besichtigung der Grossen Mauer bei Badaling (*). Anschliessend besuchen Sie die Ming-Gräber sowie das Olympiagelände (*). Hotelübernachtung in Peking. (F/M)
- 4. Tag: Peking–Xian.** Lassen Sie sich von dem atemberaubenden weltgrössten Kaiserpalast – auch Verbotene Stadt genannt – beeindrucken und spazieren Sie über den gigantischen Tiananmen-Platz, Platz des Himmlischen Friedens. Weiter besuchen Sie den bekannten Sommerpalast (*). Anschliessend erfolgt der Flug nach Xian. Transfer zum Hotel und Übernachtung. (F/M)
- 5. Tag: Xian.** Heute steht der Ausflug zur weltberühmten Terrakotta-Armee auf dem Pro-

- gramm (*). Anschliessend besuchen Sie den Heilkräutermarkt und die Stadtmauer (*). Hotelübernachtung in Xian. (F/M)
- 6. Tag: Xian–Chongqing.** Sie besuchen die Grosse Moschee und die Wildganspagode (*). Transfer zum Flughafen und Flug nach Chongqing. Einschiffung auf die moderne «MV President 7». (F/A)
- 7. Tag: Yangtse-Flussfahrt: Shibaozhai.** Vormittags Landgang in Shibaozhai (Edelsteinfestung) (*). (F/M/A)
- 8. Tag: Yangtse-Flussfahrt: Drei Schluchten.** Heute durchfahren Sie die imposante Qutang- (Blasebalg-) Schlucht, die an der engsten Stelle nur 100 m breit ist. Freuen Sie sich auf einen Bootsausflug zu dem in den Yangtse mündenden Shennong-Fluss (*). (F/M/A)
- 9. Tag: Yichang–Wuhan.** Sie besichtigen eine touristische Attraktion: das weltgrösste Staudamm-Projekt (*). Der Damm ist 2,3 km lang und 185 m hoch. Danach bringt Sie Ihr Flussschiff weiter bis Yichang, wo die Ausschiffung

- erfolgt. Ein Bustransfer fährt Sie nach Wuhan. Stadtrundfahrt durch Wuhan und Besuch des Hubei-Museums für Provinzgeschichte mit seiner einzigartigen Sammlung antiker Glockenspiele (*). Hotelübernachtung in Wuhan. (F/A)
- 10. Tag: Wuhan–Shanghai.** Mit dem Hochgeschwindigkeitszug erleben Sie eine faszinierende Bahnfahrt nach Shanghai. Aus dem einstigen Fischerdorf ist eine blühende Metropole geworden. Erleben Sie die Sehenswürdigkeiten auf einer Stadtrundfahrt (*). Hotelübernachtung. (F/A)
- 11. Tag: Shanghai.** Besichtigung des Jadebudha-Tempels (*). Weiter geht es in das Künstlerquartier Tianzifang und in die wunderbare Altstadt, hier erleben Sie ein Gewirr von Gässchen. Der Yu-Garten lockt mit der berühmten Zick-Zack-Brücke (*). Hotelübernachtung. (F/M)
- 12. Tag: Shanghai–Schweiz.** Transfer mit dem Transrapid zum Flughafen und Rückflug mit Swiss in die Schweiz. (F)

* Deutschsprachig geführte Ausflüge inbegriffen.

Ihre Reiseroute



Ihr Flussschiff

Die «MV President 7****» wird Sie begeistern. Das neue Erstklass-Schiff besticht durch geräumige Kabinen mit privaten Balkonen und grosszügigen öffentlichen Bereichen. Im Hauptrestaurant verwöhnt Sie der Küchenchef mit einem gelungenen Mix aus europäischen Spezialitäten und chinesischen Gaumenfreuden. Auf dem Sonnendeck lässt sich die eindrucksvolle Landschaft bestens geniessen. Die gut geschulte Servicecrew bietet Ihnen allen Wohlfühlkomfort. Das vielfältige Bordprogramm lässt keine Langeweile aufkommen.

Willkommen an Bord!

Reisedaten 2014

23.05.–03.06.14	20.06.–01.07.14
18.07.–29.07.14	08.08.–19.08.14
26.09.–07.10.14	10.10.–21.10.14

Preise pro Person

Kabinentyp	Katalog-Preis	Sofort-Preis
Doppelzimmer / Kabine mit Balkon	3395.–	3095.–
Einzelzimmer / Kabine mit Balkon	4195.–	3895.–

Sofort-Preis – beschränkte Verfügbarkeit

Zuschläge

Abreisen 23.05., 08.08., 10.10.	195.–
---------------------------------	-------

Unsere Leistungen

- Direktflug mit Swiss Zürich–Peking und Shanghai–Zürich
- Flughafentaxen ca. Fr. 420.– inbegriffen
- Innerchinesische Flüge und Fahrt mit Hochgeschwindigkeitszug 1. Klasse Wuhan–Shanghai
- Sämtliche Transfers während der Reise
- Schifffahrt in der gebuchten Kabine
- Vollpension an Bord, Kapitänsdinner
- Gebühren, Hafentaxen
- Hotelübernachtungen in Peking, Xian, Wuhan und Shanghai in Erstklasshotels gem. Programm
- Mahlzeiten gemäss Ausschreibung
- Die mit (*) gekennzeichneten Ausflüge sind bereits inbegriffen

REISELEITER

- Erfahrene Mittelthurgau-Reiseleitung von A–Z (**ab 18 Gästen)

Nicht inbegriffen

- Auftragspauschale pro Person Fr. 20.–, bei Buchung über www.mittelthurgau.ch Reduktion von Fr. 20.– pro Person
- Kabine auf 3.–5. Etage auf Anfrage
- Executive Suite auf Anfrage
- Visagebühr China **160.–**
- Persönliche Auslagen, Getränke, Trinkgelder
- Kombinierte Annullationskosten- und Extrarückreiseversicherung
- Zuschlag Business Class auf Anfrage

Reiseformalitäten, Wissenswertes

Schweizer Gäste benötigen einen gültigen Reisepass, der noch mindestens 6 Monate über das Rückreisedatum hinaus gültig sein muss und ein Visum für China. Das Visum holen wir gerne für Sie ein.

Programmänderungen bleiben vorbehalten.

Inbegriffene Mahlzeiten gemäss Programm:

F = Frühstück, M = Mittagessen, A = Abendessen

Internet Buchungscodes **fcnpk1**
www.mittelthurgau.ch

FLUSSREISEN
2014



Jetzt bestellen!
Der neue Katalog
«Flussreisen 2014»
ist da!

reisebüro
mittelthurgau
Die Schiffsreisenmacher

Gratis-Buchungstelefon:
0800 86 26 85

Verlangen Sie unseren neuen Katalog 2014:
«Flussreisen der Extraklasse mit Reiseleitung»

Reisebüro Mittelthurgau Fluss- und Kreuzfahrten AG
Oberfeldstrasse 19, 8570 Weinfelden
Tel. 071 626 85 85, Fax 071 626 85 95
www.mittelthurgau.ch, info@mittelthurgau.ch

reisebüro
mittelthurgau
Die Schiffsreisenmacher

Intern

Mit seinem Artikel, der das Van-Gogh-Selbstbildnis im Zürcher Kunsthaus als Fälschung entlarvte (*Weltwoche* Nr. 5/14), stach Hanspeter Born in ein Wespennest. Scharf reagierte der Kunsthistoriker und Van-Gogh-Experte Dr. Roland Dorn: «Es ist das Übliche, was die Herren Born und Landais immer wieder verbreiten. Dazu kann man nicht einmal von einem halbwissenschaftlichen Ansatz aus etwas sagen. Man muss sich also eigentlich nicht mehr aufregen. Solche Behauptungen sind Egotrips, und sie haben nur Unruhe zur Folge. Es braucht derartige Verschwörungstheorien gar nicht – weil es Quellen gibt, die die Echtheit des Gemäldes



Van-Gogh-Fälscher: Emile Schuffenecker.

belegen.» Die Quellen, auf die Dorn anspielt, gibt es nicht. Benoît Landais führt seit über zwanzig Jahren in der Frage der Zuschreibung von dubiosen Van-Gogh-Gemälden einen Kampf gegen das mächtige Van-Gogh-Museum und seine Verbündeten, darunter Dorn und Walter Feilchenfeldt. In dieser Ausgabe erläutert Landais die Gründe, die für eine Zuschreibung des «*Homme à la pipe*» an Emile Schuffenecker sprechen und eine Autorschaft von Vincent van Gogh ausschliessen. **Seite 36**

In der Zürcher Universitäts-Affäre gibt es Neuigkeiten zu melden: Christoph Mörgeli hat seinen ehemaligen Chef, der nach schalldichter Tauchstation eben erst in sein Amt zurückgekehrt ist, angezeigt. Die Folgen für Institutsdirektor Condrau und die Uni bleiben unkalkulierbar. Zum vorläufigen Abschluss unserer Serie beantwortet Chronist Philipp Gut die Frage, wofür die Vorgänge an der grössten

Schweizer Hochschule stehen. Anspruch und Wirklichkeit klaffen im akademischen Milieu meilenweit auseinander. Die Universität versteht sich als Ort der Offenheit und der freien Debatte. Doch wehe, wenn ein Querdenker von der Marschroute abweicht, die das intellektuelle *juste milieu* vorgibt. Der Paria wird abgestraft – bis zum Entzug von Lohn und Brot. Diesen «Brotkorbterror» beklagten einst Non-



Entzug von Lohn und Brot: Mörgeli.

konformisten und Linke. Heute, nach dem Marsch durch die Institutionen, gefallen sich politisch links stehende Professoren in der Rolle der Gesinnungswächter. Unter dem Diktat der neuen Intoleranz verarmt die intellektuelle Debatte. Der geistigen Landschaft – etwa bei den Historikern – droht Monokultur. **Seite 38**

In ihrer vorletzten Ausgabe druckte die *Weltwoche* die drastischen Schilderungen einer Frauenärztin über das Handwerk der Abtreibung. Selten erhalten wir von unseren Lesern auf ein einzelnes Thema solch geballte Reaktionen. Seither ist klar: Die Thematik polarisiert. Kritische Stimmen zum nonchalanten Umgang mit dem ungeborenen Leben sind lange nicht auf einen kleinen Kreis religiöser Eiferer beschränkt. Fast die ganze Redaktion hat sich unter spezieller Mitwirkung von Florian Schwab, Alex Reichmuth, Pierre Heumann und Markus Schär auf die Suche nach Antworten auf die Mutter aller Abtreibungsfragen begeben: «Wann beginnt der Mensch?» Lesen Sie dazu die Statements intelligenter Köpfe aus Wissenschaft, Politik, Religion und Ethik. Und: Warum Roger Köppel unrecht hat und Abtreibung nicht gegen liberale Werte verstösst. **Seite 20**

Ihre Weltwoche

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 235.– (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40.– (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (*Leitung Inland*)

Produktionschef: Lukas Egli

Redaktioneller Berater: Urs Paul Engeler

Redaktion:

Rico Bandle (*Leitung Kultur*),

Alex Baur, Urs Gehrig,er,

Christoph Landolt, Christian Mundt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Beatrice Schlag (*Los Angeles*),

Lucien Scherrer, Florian Schwab,

Mark van Huisseling

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Peter Hartmann, Pierre Heumann,

Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

Franziska K. Müller,

Daniele Muscionico, Deborah Neufeld,

Kurt Pelda, Peter Rüedi,

Kurt Schiltknecht, David Schnapp,

Hildegard Schwaninger,

Martin Spieler, Jeroen van Rooijen,

Sacha Verna (*New York*),

Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),

Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Laura Kolodziej (*Leitung*),

Joël Hunn, Raffaella Bachmann (Assistentin)

Layout: Daniel Eggspühler (*Leitung*), Silvia Ramsay

Korrektorat: Cornelia Bernegger und

Rita Kempter (*Leitung*), Viola Antunovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojaij-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (*Leitung*),

Fabian Keller, Brita Vassalli

Anzeigeninndienst: Samuel Hofmann (*Leitung*)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: info@adextra.ch

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

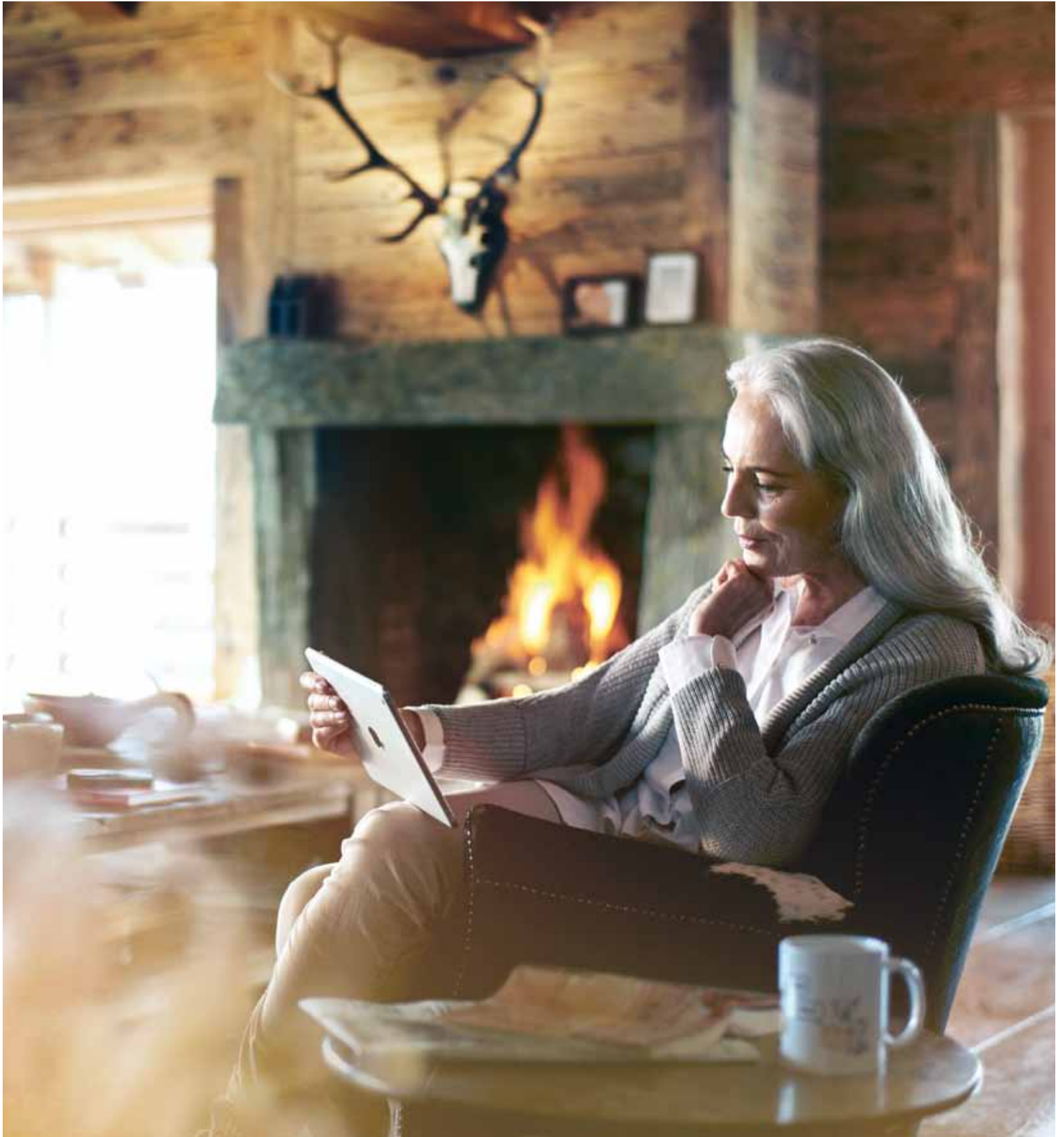
Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut





Immer dabei: *UBS Mobile Banking.*

www.ubs.com/mobile

Wir werden nicht ruhen



Unehrlich

Personenfreizügigkeit: Wirtschaftsverbände und Gewerkschaften sagen nicht die Wahrheit. Von Roger Köppel

Nein: Die *Weltwoche* will keinen Stacheldraht um die Schweiz ausrollen, um unseren angeblich so schicksalhaft an die EU geketteten Kleinstaat durch Abschottung der wirtschaftlichen Verödung preiszugeben. Wir zählen uns auch nicht zu dem von der NZZ am letzten Wochenende mit unüberbietbarer Süffisanz belächelten «strukturkonservativen Lager». Im Gegenteil: Wir sehen uns als durchaus heiteren Teil jener vorausschauend progressiven Kräfte, die das problembehaftete System der Personenfreizügigkeit durch ein besseres Modell ersetzen wollen.

Die NZZ schreibt weiter, es gebe in der Schweiz eine unheilige Allianz zwischen der SVP und der «strukturbewahrenden Linken» gegen die Personenfreizügigkeit. Wirklich? Die einzige unheilige Allianz, die sich bei diesem Thema an unzähligen Podien besichtigen liess, besteht zwischen der Wirtschaft und den Gewerkschaften. Die Wirtschaft ist für die Personenfreizügigkeit, weil sie auf eine Vielzahl günstiger Arbeitskräfte zurückgreifen kann. Die Gewerkschaften sind für die Personenfreizügigkeit, weil die massive bis unkontrollierte Zuwanderung den Ruf nach Schutzmassnahmen laut werden lässt. Den Unternehmen bringt die Personenfreizügigkeit tiefere Lohnkosten, den Gewerkschaften bringt sie mehr Macht. Und beide Seiten vernebeln ihre Interessen nach Kräften.

Natürlich geht es um «Lohndumping». Warum sonst soll eine wohlhabende Volkswirtschaft ihre Grenzen für ausländische Arbeitnehmer öffnen, wenn dahinter nicht die Aussicht auf billigere Arbeitskräfte lockt? Wächst das Angebot schneller als die Nachfrage, sinken die Preise. Das ist ein Naturgesetz der Marktwirtschaft, nach dem alle gutgeführten Unternehmen handeln müssen. Das Verlogene besteht darin, dass die Wirtschaft ihr Hauptmotiv verschweigt. Treuherzig wird behauptet, es gehe überhaupt nicht um günstigere Arbeitnehmer. Wäre dies tatsächlich so, müsste man die Chefs entlassen, weil sie die europäischen Arbeitskräfte-reservoirs nicht zum Vorteil ihrer Aktionäre nutzen. Aber eben: Die verschämten Wirtschaftsvertreter sagen nicht die Wahrheit. Sie ahnen, dass die wackelnde Unterstützung für die Personenfreizügigkeit im Volk gänzlich einbricht, wenn sie ihre echten, marktwirtschaftlich legitimen Interessen offenlegen.



«Fauler Zauber».

Der Unehrlichkeit der Unternehmer entspricht spiegelverkehrt die Verlogenheit der Gewerkschaften. Sie behaupten, es gehe ihnen um das Wohl der Arbeitnehmer. In Wahrheit geht es ihnen um das Wohl der Funktionäre. Die Gewerkschaftsführer profitieren vom anschwellenden Gefühl der Verunsicherung, das die Arbeitnehmer in der Schweiz befällt, wenn sie auf die Legionen europäischer Stellensuchender blicken, die wegen der kurzfristigen Politik ins Land drängen dürfen. Je grösser die Zuwanderung, desto grösser werden die Probleme, für deren Lösung die Gewerkschaften ihre falschen Rezepte anbieten. So katapultiert die Personenfreizügigkeit die Arbeitneh-



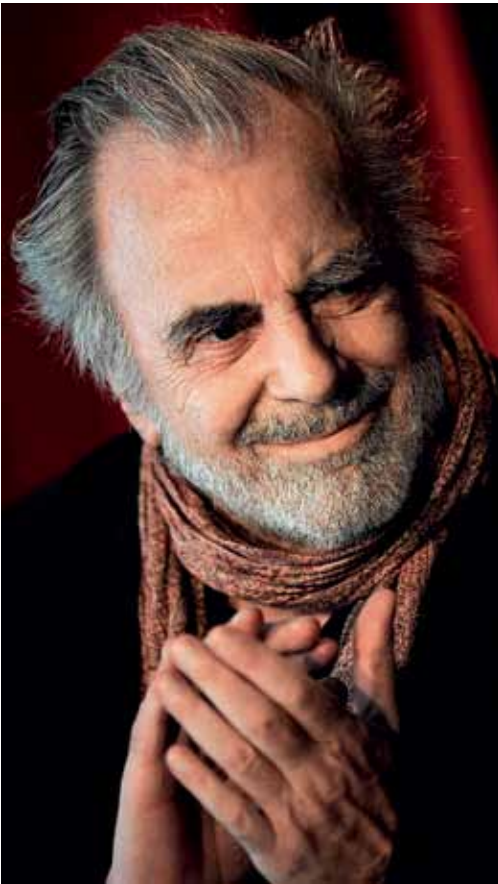
mervertreter in eine ganz neue, ganz verheerende wirtschaftspolitische Führungsrolle. Der Erfolg der Schweiz hatte immer damit zu tun, dass die Gewerkschaften hier weniger Macht hatten als in Deutschland oder Frankreich. Man kann sich daher die Frage stellen: Was ist heute eigentlich schlimmer für die Schweiz? Die Nettozuwanderung von rund 85 000 Personen jährlich oder die dadurch verursachte Aufrüstung der Gewerkschaften?

Eigentlich müssten die Wirtschaftsführer dagegenhalten. Sie tun es nicht. Sie tun es deshalb nicht, weil sie ein schlechtes Gewissen haben. Es ist ihnen klar, dass die Arbeitnehmer in der Schweiz zu den Verlierern des Personenverkehrs gehören. Es ist ihnen zudem klar, dass ihnen die Angestellten nicht glauben, wenn sie behaupten, die Personenfreizügigkeit sei im ureigenen Arbeitnehmerinteresse.

Weshalb auch soll die Personenfreizügigkeit im Interesse der Arbeitnehmer sein? Personenfreizügigkeit heisst Lohndruck und mehr Wettbewerb, drohender Stellenverlust, Überlastung der bereits strapazierten Sozialwerke, steigende Mieten, höhere Preise, weniger Wohlstand. Die Unternehmer wissen, dass dies ihre Angestellten wissen. Und die Gewerkschaften lullen alle mit ihren «flankierenden Massnahmen» ein.

Tatsache bleibt: Die Personenfreizügigkeit dient in erster Linie den kurzfristigen Eigeninteressen der Firmen und der Gewerkschaftsfunktionäre. Kurzfristig erstens, weil steigende Arbeitslosenzahlen finanziell sehr bald auch die Unternehmen belasten werden. Kurzfristig zweitens, weil der faule Zauber der «flankierenden Massnahmen» den wichtigsten Wettbewerbsvorteil der Schweiz gefährdet: ihren freiheitlichen Arbeitsmarkt mit historisch schwachen Gewerkschaften.

Postscriptum: In einer Studie der Grossbank UBS vom Januar 2014 zur Entwicklung des hiesigen Immobilienmarkts bringen die Autoren Elias Hafner und Caesar Lack interessante Fakten zur Zuwanderung. Sie stellen fest, dass die Herkunftsländer der Einwanderer in den letzten Jahren drastisch änderten. Bis 2008 betrug der «Anteil der Nettoeinwanderung aus Deutschland, Benelux, Skandinavien und Grossbritannien fast 50 Prozent». Bis 2012 sei dieser Anteil freilich unter 20 Prozent gefallen. «Der Anteil der Nettozuwanderung aus Italien, Spanien, Portugal und Griechenland stieg im selben Zeitraum [...] auf beinahe 50 Prozent.» Fazit der UBS-Ökonomen: «Die Immigranten aus Südeuropa gehen im Durchschnitt tiefer qualifizierten Tätigkeiten nach als diejenigen aus dem Norden. Folglich sinkt die durchschnittliche Pro-Kopf-Kaufkraft der Einwanderer, was auch die Zusatznachfrage auf dem Wohnungsmarkt in ein tieferes Preissegment verschiebt.» Also doch: Es kommen nicht nur Supermänner und Nobelpreisträger in die Schweiz.



Rastlos: Maximilian Schell. Seite 49



«Il hinterland del Veneto»: Stabio TI. Seite 28



Am Wendepunkt: Schneider-Amann. Seite 26



Idealbesetzung: Anna Dello Russo. Seite 62

Kommentare & Analysen

5 Editorial

11 Kommentar Investitionen helfen den Palästinensern

11 Im Auge Claude Longchamp, Polit-Orakel

12 Bund Wie man IT-Skandale macht

12 Brustkrebs Diagnosefalle

13 Personenkontrolle Sommaruga, Roth, Molina, Rohner, Quest, Jimenez, Prelicz-Huber

13 Nachruf Philip Seymour Hoffman, Schauspieler

14 Mörgeli Ratzenburg will Grosstadt werden

14 Bodenmann Die Kuckuckskinder der SVP

15 Ausland Cameron in der Zwickmühle

16 Die Deutschen Das Leben danach

16 Wirtschaft Das Schönste ist die Willkür

17 Medien New Zurich Estate

17 Gesellschaft Ach, Alice!

18 Leserbriefe/Darf man das?

Hintergrund

20 Wann beginnt der Mensch?

Ab wann kann man von einem menschlichen Wesen sprechen? Umfrage bei Experten und Politikern

21 Liberalismus Embryo ohne Rechte

26 Menschwerdung eines Scheinheiligen

Die Briefkastenaffäre von Bundesrat Schneider-Amann kann sich positiv auswirken

28 Leben in der italienischen Kolonie

Die Sorgen in der Tessiner Grenzstadt Stabio

30 «Blocher ist nicht an allem schuld»

Wird die Schweiz unregierbar? Der Berner Politologe Adrian Vatter zeigt, wie sich die Schweizer Politik wandelt

32 Konkordanz «Nur ohne die SVP»

34 Zürich Vererbare Privilegien beim Wohnungsmieten

35 Fall «Carlos» PR-Leute zogen im Hintergrund die Fäden

36 Ein brillanter Fälscher

Die Experten, die an der Echtheit des Van-Gogh-Gemäldes im Zürcher Kunsthaus festhalten, liegen falsch

38 Mörgeli zeigt Condrau an

Wofür steht der «Fall Mörgeli»? (Serie, letzter Teil)

41 Essay Die dunkle Seite von Paul Grüninger

46 Erdogan im Sturm seiner Gegner

Der türkische Premier sieht seine Macht gefährdet

48 Brief aus Berlin Im Wandel der Rocklängen

49 Maximilian Schell Nachruf auf den grossen Schauspieler

50 «Mackergeschwätz im Rudel»

Fussballprofi Robbie Rogers über sein Outing als Schwuler

SIMPLY CLEVER

ŠKODA



VORSPRUNG FÜR DIE SCHWEIZ



www.skoda.ch oder auf 

New ŠKODA Yeti

Der neue ŠKODA Yeti fürs stilvolle City-Abenteuer und als Outdoor-Version: Das ist 4x4-Vorsprung, made for Switzerland. Entdecken Sie einen Grenzgänger, der für die Vielfalt unseres Landes wie geschaffen ist. Dank des intelligenten Allradantriebs und der exzellenten Fahrleistungen meistert er jedes Terrain sicher und zuverlässig! Und mit den cleveren Fahrerassistenzsystemen, dem wandlungsfähigen Platzangebot und dem markanten Design bietet er Ihnen alles, um die Schweiz von ihren faszinierendsten Seiten kennenzulernen. Testen Sie den neuen SUV von ŠKODA mit Front- oder 4x4-Antrieb auf einer Probefahrt! **ŠKODA. Made for Switzerland.**



«Ich habe Frauen nie als Objekte betrachtet»: Regisseur Bertolucci. Seite 42

Interview

42 «Ich dachte, ich bin erledigt»

Zehn Jahre lang hat Bernardo Bertolucci keinen Film mehr gedreht. Jetzt ist der Altmeister des italienischen Kinos zurück mit einem neuen Werk

Stil & Kultur

52 Stil & Kultur Grace Kelly

54 Bestseller

54 Sehnsucht nach der grossen Gefahr

Ernst Jünger, eine der rätselhaftesten Figuren der deutschen Literaturgeschichte

57 Jazz Sebastian Schunke

58 Top 10

58 Kino «Der Goalie bin ig»

59 Legenden «Euse Rainer chönnt das au!»

60 Namen Schach, Kunst und Ex-Miss-Schweiz

61 Hochzeit Emily Rapp verlor zwei grosse Lieben (Teil 1)

61 Thiel Weltverbesserungspause

62 Stilkritik Anna Dello Russo, Editor at Large bei der japanischen Vogue

63 Die Liste Statement-Kopfhörer

63 Klassiker Die Anti-Jacke

63 Hat das Stil? Hausschuhe für Damen

64 Wein El Castro de Altos R 2009 Rioja DOC

64 Zu Tisch Gourmet-Festival in St. Moritz

65 Auto BMW xDrive 50i

66 MvH trifft Stefan Puttaert, Kunsthändler

Autoren in dieser Ausgabe

Benoît Landais



Der französische Kunstexperte befasst sich seit über zwei Jahrzehnten mit Vincent van Gogh und hat zur Frage der Echtheit von dessen

Bildern vielbeachtete Studien verfasst. In seinem Artikel legt er dar, warum «L'homme à la pipe» im Zürcher Kunsthaus eine Fälschung sein muss. Seite 36

Shraga Elam



Der in Zürich lebende israelische Journalist und Friedensaktivist hat sich intensiv mit der Rolle der Schweiz im Zweiten Weltkrieg beschäftigt. In seinem

Essay nennt er Indizien, die an den edlen Motiven des bekannten Flüchtlingshelfers Paul Grüninger zweifeln lassen. Seite 41

Abonnenten profitieren.



Wöchentlich ausgewählte Angebote aus den Bereichen Unterhaltung, Kultur und Reisen.
www.weltwoche.ch/platinclub

DIE WELTWOCH



Jonathan Schädeli,
Bio-Nachwuchsbauer
aus Uetligen.

Für die nächsten 20 Jahre.

Naturaplan steht seit über 20 Jahren für echten und natürlichen Genuss. Denn jedes Naturaplan-Produkt ist wie ein Kuss von Mutter Natur. Als Bio-Pioniere sind wir stolz darauf, Ihnen auch in Zukunft das grösste Bio-Sortiment der Schweiz anbieten zu können. Freuen wir uns gemeinsam mit einer neuen Generation von Bio-Bauern auf die nächsten 20 Jahre. Für die Liebe zur Natur. www.naturaplan.ch



naturaplan



Für die Liebe zur Natur.

coop

Für mich und dich.



«Sinfonie in Bildern»

Beethovens Neunte im KKL

In seinem neuesten Projekt wagt sich Tobias Melle am Samstag, 29. März 2014, im KKL Luzern an eines der gewaltigsten Werke der klassischen Musik: Beethovens Sinfonie Nr. 9. Ein Leckerbissen fürs Auge und fürs Ohr!

Die visuelle Inszenierung von Beethovens 9. Sinfonie ist Melles bisher grösstes Projekt. Erstmals sorgen neben der Leinwand Projektionen auf weisser Gaze für spektakuläre Raumdimensionen. Das Ergebnis ist ein überwältigendes musikalisch-visuelles Gesamtwerk!

Zu den imposanten Klängen von Beethovens Sinfonie Nr. 9 d-Moll op. 125 mit dem Schlusschor über Schillers «Ode an die Freude» entführt Melle das Publikum auf eine fotografische Reise rund um den Erdball; von Kairo nach Schanghai, von Rio de Janeiro bis Jerusalem. Seine Bilder erzählen Geschichten über Völker, Religionen, Städte, Kunst und das Streben der Menschen nach Verständigung.

Den akustischen Part übernehmen die Münchner Symphoniker, der Münchner Konzert- und der Münchner Oratorienchor sowie die Solisten Julia Sukmanova (Sopran), Alexandra Petersamer (Alt), Jörg Dürmüller (Tenor) und Wilhelm Schwinghammer (Bass) unter der Leitung von Carlos Domínguez-Nieto.



Platin-Club-Spezialangebot

«Sinfonie in Bildern»

Inszenierung: Tobias Melle (Fotograf und Musiker)
Musik: Münchner Symphoniker

Datum:

Samstag, 29. März 2014, Konzertbeginn: 19.30 Uhr

Veranstaltungsort:

KKL Luzern, Konzertsaal

Konzerttickets um 15% reduziert:

Kat. I	Fr. 135.–	(statt Fr. 158.–)
Kat. II	Fr. 126.–	(statt Fr. 148.–)
Kat. III	Fr. 118.–	(statt Fr. 138.–)
Kat. IV	Fr. 109.–	(statt Fr. 128.–)
Kat. V	Fr. 84.–	(statt Fr. 98.–)
Kat. VI	Fr. 58.–	(statt Fr. 68.–)

Bestellung/Vorverkauf:

Online-Buchung mit Promotions-Code «Platin-Club», oder erwähnen Sie den Rabatt bei tel. Bestellung. Das Angebot ist nicht kumulierbar. Bearbeitungsgebühr pro Bestellung: Fr. 9.80. tickets@obrassoconcerts.ch. Tickethotline: 041 361 62 62

Veranstalter:

Obrasso Classic Events GmbH
www.obrassoconcerts.ch

www.weltwoche.ch/platinclub



Die Stunde der Heuchler

Von Pierre Heumann — Nur Investitionen können den Palästinensern zu einem besseren Leben verhelfen – auch wenn das Kapital dafür aus Israel kommt.



In den Nesseln: Werbe-Gesicht Johansson.

WM in Katar? Kein Problem, auch wenn dort Arbeiter wie Sklaven gehalten werden. Handel mit China? Wünschenswert, trotz der Zwangsarbeitslager, in denen gemäss Schätzungen drei bis fünf Millionen Häftlinge schufteten. Energie aus Libyen? Aber ja doch, obwohl auch die Nachfolger von Muammar al-Gaddafi Foltermethoden anwenden.

Nur im Fall von Israel gelten offensichtlich andere Massstäbe. Dass im Westjordanland besetzt und besiedelt wird, scheint vielen unverzeihlich. Pensionskassen und Banken aus dem Norden Europas ziehen sich zurück, Schweizer Grossverteiler weigern sich, Produkte aus den besetzten Gebieten zu vermarkten, europäische Politiker warnen vor Sanktionen.

Es schlägt, wieder einmal, die Stunde der Heuchler. Sie sehen über gravierende Menschenrechtsverletzungen hinweg, wenn es ihren Hobbys dient oder ihren Konsum ermöglicht. Doch sobald es um Israel geht, erinnern sie sich ihrer hehren Prinzipien.

Bei einigen Scheinheiligen mag das sogar gut gemeint sein. Ohne Druck von aussen lasse sich Israels Regierung nicht dazu bewegen, sich aus den palästinensischen Gebieten zurückzuziehen, argumentieren sie zum Beispiel. Ohne Sanktionen würden die Siedlungen ungebremst weiter wachsen, womit eine spätere Räumung des Westjordanlands noch schwieriger würde.

Und ohne Evakuierung der besetzten Gebiete könnte Israel bald schon dazu verdammt sein, weiter über eine palästinensische Bevölkerung zu herrschen, die zu einer demografischen Bedrohung für den jüdischen Staat werden wird. Den rund sechs Millionen Juden in Israel stehen bereits heute an die drei Millionen Araber gegenüber, die im Westjordanland leben.

Mehr Wohlstand

Doch wer Israel, aus welchen Motiven auch immer, boykottiert, sollte zur Kenntnis nehmen: Viele Palästinenser sind gegen die Sanktionen. Weil sie von den israelischen Investitionen ins Westjordanland profitieren. Diese schaffen Arbeitsplätze und Einkommen, legen somit also die willkommene Grundlage für etwas mehr palästinensischen Wohlstand.

Der Boykott israelischer Firmen hat inzwischen auch die Boulevardpresse erreicht: wegen des Engagements einer Schauspielerin, die das Magazin *Esquire* im letzten Jahr zur «heissesten Frau der Welt» erkoren hat. Scarlett Johansson macht neuerdings Werbung für Sodastream, eine Herstellerin von Trinkwassersprudlern, die im Westjordanland eine Fabrik betreibt.

Mit der Werbung hat sich Johansson in die Nesseln gesetzt. Weil sie sich, angeblich, für die falsche Seite einsetze. Unternehmen wie Sodastream, die im Westjordanland produzieren, würden dazu beitragen, die Dominanz Israels in den besetzten Gebieten zu zementieren, behaupten die Befürworter von Boykottaufrufen. Sie sind Teil einer weltweiten Kampagne, die vor neun Jahren gegründet wurde, um Israel mit Wirtschaftssanktionen vor allem im Westjordanland zum Ende der Besatzung zu zwingen. Israelische Investitionen im Westjordanland, so die Sanktions-Zeloten, würden den Palästinensern schaden.

Allein, das Gegenteil ist richtig. Nur wer ins Westjordanland investiert und Jobmöglichkeiten schafft, verhilft den Palästinensern zu ihrem Recht – nämlich zum Recht, in Würde leben zu können. Die palästinensische Regierung hilft ihnen nur begrenzt. Sie lässt derzeit zwar unweit von Ramallah eine neue Stadt bauen. Das schafft Arbeitsplätze, zumindest vorübergehend. Doch abgesehen davon bietet die palästinensische Regierung kaum nachhaltige Alternativen. Jeder dritte Palästinenser arbeitet deshalb in Siedlungen und erhält dort Löhne, die bis zu doppelt so hoch sind wie bei palästinensischen Arbeitgebern. Wer zum Boykott aufruft, schadet also denjenigen, denen er angeblich helfen will.

Die Wanderfliege



Claude Longchamp, Polit-Orakel.

Winston Churchill trug sie gepunktet, der James-Bond-Erfinder Ian Fleming ahmte Churchill nach, und Marlene Dietrich kokettierte damit unbeschreiblich weiblich – mit der Fliege, auch Schleife oder Querbinder genannt oder *bow tie* und in Österreich doppeldeutig das Mascherl. Unser Claude Longchamp, 56, lebendes Politbarometer des Schweizer Fernsehens, soll Dutzende Exemplare besitzen, in allen Farben und Mustern, einige immer griffbereit im Schreibtisch, je nach Stimmung und Kunde. Denn dieser Mann ist ein Chamäleon, er arbeitet für Rechts und Links, Pro und Contra, für Economiesuisse und Gewerkschaften, übers Schweizerkreuz verlinkt und verfilzt. Sein Schaufenster und seine Milchkuh ist die SRG. Mit dem Tick der Wechselfliege und dem SP-Parteibuch hat er, seit ihn der Sportreporter und spätere SVP-Nationalrat Werner Vetterli 1987 der SRG empfahl, viele Wahlstudiodokors und Direktoren, Chefredaktoren und SRG-Vorsitzende überlebt (etwa Ingrid Deltenre, die einst seine Assistentin war). Und alle seine Irrtümer.

Der zungenfertige Politanalytiker wurde eine Maske der Unterhaltungsbranche, eine Art akademischer Mike Shiva des Politzirkus. Longchamp selbst definiert sein Gewerbe als «Instant-Wissenschaft», und besonders eindrücklich führt er das vor, wenn er seine Fehlprognosen vor laufender Kamera schönredet und fliegend die Argumente anpasst. Dass das Stimmvolk sich nicht an seine Weissagungen hält – wie in der EWR- und der Minarett-Frage –, entschuldigt das Orakel mit dem Zeitdruck, der auf seiner Firma gfs.bern (Jahresumsatz rund drei Millionen Franken) lastet. Seine holzgetäfelten Büros am Berner Hirschengraben gehörten zur Konkurs hinterlassenschaft des Finanzakrobaten Werner K. Rey. Erkannt wird der Historiker auf Stadtwanderungen für Gruppen und Staatsbesuche durch die Geschichte Berns, die er als Bewegungstherapie nach dem Bruch beider Beine angefangen hatte, um, als ehemaliger Aargauer Jugendmeister über hundert Meter, «nicht im Rollstuhl zu enden». Dann besteigt er wie jeden Abend das Postauto und fährt nach Hause ins fliegenfreie Grüne. Peter Hartmann

Wie man IT-Skandale macht

Von Markus Schär — Immer wieder kommt es in der Verwaltung bei Informatik-Projekten zu Pannen, Pleiten und kriminellen Taten mit Millionenschäden. Drei Grundsätze müssten beachtet werden.

Nur ein paar tausend Leute in der Schweiz können ein Computerprogramm entwickeln, noch weniger ein Atomkraftwerk leiten oder einen Kampfjet fliegen. Müssen wir also Fragen der Informatik, der Stromversorgung oder der Luftwaffe den Experten überlassen? Und müssen wir die Skandale bei IT-Projekten, zu denen es vor allem in der Bundesverwaltung mit unschöner Regelmässigkeit kommt, einfach hinnehmen, weil wir nichts davon verstehen?

Fehlplanungen im Verteidigungsdepartement, wo ein Führungsinformationssystem für 700 Millionen Franken den Ansprüchen nur eingeschränkt dient und ein weiteres Informatikprojekt nicht «nur» neun, sondern fünfzehn Milliarden zu verschlingen droht; Misswirtschaft im Bundesamt für Strassen (Astra), das für sein System Mistra statt 45 mehr als 100 Millionen verschwendet; Machenschaften in der Steuerverwaltung, die für das untaugliche Projekt Insieme über 100 Millionen verbrannte. Und zuletzt mutmasslich Bestechung im Staatssekretariat für Wirtschaft (Seco), wo ein Ressortleiter seinen Kumpanen überhöhte Rechnungen bezahlte. Ist die Politik mangels Fachwissen den Experten hilflos ausgeliefert? Nein, sie müsste sich nur an drei Grundsätze halten:

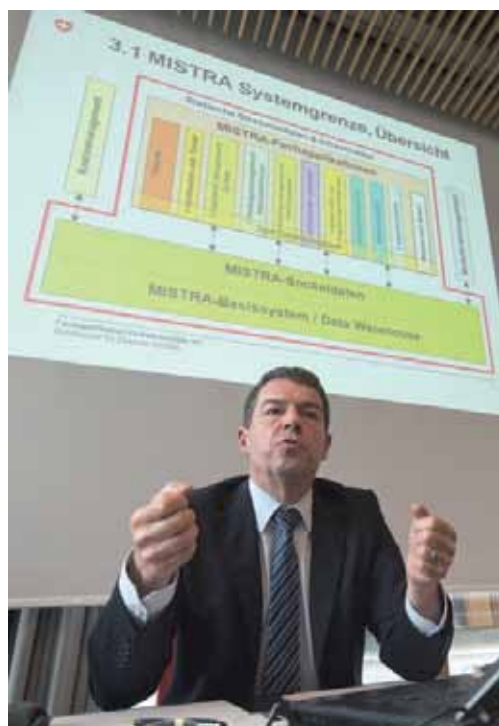
Ökonomie — Auch in der Privatwirtschaft kommt es bei IT-Projekten zu Korruption, nur Spezialisten können ja beurteilen, was die Anlagen und die Leistungen kosten. Aber die Unternehmen können sich gegen Kriminelle und Inkompetente schützen. Sie wägen angesichts von knappen Mitteln Kosten und Nutzen von Investitionen sorgfältig ab. Und sie suchen auf dem Markt die geforderte Leistung zum günstigsten Preis.

In der Bundesverwaltung scheint dagegen zu gelten: Bestellt wird, was die Nutzer wünschen – und bezahlt, was die Anbieter fordern. So sollte das Führungsinformationssystem des Heeres jede Gruppe, jedes Fahrzeug und sogar jeden einzelnen Soldaten integrieren – die Datenflut legt aber das Netz lahm. Und beim Vergeben ihrer Aufträge scheut die Bundesverwaltung den Markt. Astra-Direktor Rudolf Dieterle hielt den Auftrag für sein Informationssystem der Firma zu, die er früher geführt hatte. Und der fehlbare Ressortleiter im Seco wickelte seine Geschäfte am liebsten mittels Rahmenverträgen mit dem Bundesamt für Bauten und Logistik ab, weil sich dadurch die lästigen Ausschreibungen vermeiden liessen. Wer aber den Markt ausschaltet, lädt immer zu Korruption ein.

Disziplin — Anders als in einem Unternehmen fliessen die Mittel in der Bundesverwaltung fast immer üppig, schon gar in Ämtern wie dem Astra, die dank Globalbudget und Leistungsauftrag nach eigenem Gutdünken (miss)wirtschaften können. Dadurch entfällt die Disziplinierung, wie sie nur ein straffes Budget bewirken kann. Ein Bericht des Bundesrates zum Debakel in der Steuerverwaltung deckte so auf: Die Dokumentation des 100-Millionen-Projektes Insieme war grossteils «lückenhaft oder nicht in geordneter Weise erfolgt».

Kontrolle — Nur schon die einfachste Regel scheint in der Bundesverwaltung nicht zu gelten: das Vieraugenprinzip, dass mindestens zwei voneinander unabhängige Personen ein Vorhaben beurteilen müssen. Und die Verantwortlichkeit verliert sich im Gewirr der Zuständigkeiten. Über die Projekte des Seco-Ressortleiters entschied so auch die zwanzigköpfige Aufsichtskommission für den ALV-Ausgleichsfonds mit Arbeitgeber-Direktor Roland A. Müller und den Gewerkschaftsbossen Daniel Lampart und Andreas Rieger. Es herrscht also die organisierte Verantwortungslosigkeit.

Das heisst für die Politik: Sie braucht nicht mehr Expertenwissen – nur mehr gesunden Menschenverstand.



Üppige Mittel: Astra-Direktor Dieterle.

Diagnosefalle

Von Daniela Niederberger — Die Warner vor Brustkrebs haben finanzielle Interessen.

Flächendeckende Untersuchungen zur Früherkennung von Brustkrebs sollen mehr schaden als nützen. Zu diesem Schluss kam das unabhängige Expertengremium Swiss Medical Board. Sogleich ging ein Wirbel los, «die Wogen gehen hoch», schrieb der *Tages-Anzeiger*. Die Wogen gingen aber nicht hoch, weil die Frauen verunsichert sind, sondern weil sich massenhaft Spezialisten zu Wort meldeten, die davor warnen, mit den Tests aufzuhören, was natürlich zu denken gibt. Aber nur auf den ersten Blick. Denn die Warner sind allesamt Brustkrebspezialisten und Leiter von Brustzentren. Sie profitieren davon, wenn nicht mehr nur die kranken, sondern auch die gesunden Frauen in ihre Zentren kommen. Eine Mammografie kostet im Schnitt 800 Franken. Was gut ist für den Umsatz der Brustspezialisten, muss nicht gut sein für die Allgemeinheit. Die Krankenkassen werden mit jährlichen Kosten von 113 Millionen Franken belastet. Fehldiagnosen sind häufig. Ein Arzt stellt einen Krebs fest, der nie zum Problem geworden wäre. Vielleicht wird eine Brust amputiert. Pro Krebstote resultieren zwei bis vier Fehldiagnosen.

Schaden grösser als Nutzen

Die Diagnoseverfahren werden immer ausgefeilter. Gesund ist heute nur ein Mensch, der sich noch nicht untersuchen liess. Im Buch «Die Diagnosefalle» zitieren die Autoren, alles Mediziner, eine Studie, für die sich 1000 beschwerdefreie Menschen einer Ganzkörper-Tomografie unterzogen hatten. Am Ende hatten 86 Prozent von ihnen mindestens eine Anomalie. Insgesamt resultierten über 3000 Befunde.

Auch bei Tests zur Früherkennung von Prostatakrebs ist der Schaden grösser als der Nutzen. Dies stellte das Swiss Medical Board 2011 fest. Mehr als die Hälfte der älteren Männer hat Krebszellen in der Prostata, kleine Tumoren, die nicht oder kaum wachsen und die keine Beschwerden verursachen. Nur drei Prozent der Tumore in der Prostata sind bösartig. Aber alle Männer mit einem positiven Befund unterziehen sich Behandlungen. Die Nebenwirkungen können happig sein: Impotenz, Inkontinenz – nicht zu reden von der Angst, die eine Krebsdiagnose auslöst. Letztes Jahr kam das deutsche Institut für Qualität und Wirtschaftlichkeit im Gesundheitswesen zum gleichen Schluss wie vor ihm das Schweizer Gremium.

Lisa M. Schwartz, H. Gilbert Welch, Steven Woloshin: Die Diagnosefalle. Riva. 336 S., 29.90

Personenkontrolle

Sommaruga, Roth, Molina, Rohner, Quest, Jimenez, Prelicz-Huber

Nicht weniger als zwölf Auftritte absolviert Justizministerin **Simonetta Sommaruga**, um beim Volk für ein Nein zur SVP-Initiative zu werben. Immer wieder betont dabei die Magistratin, dass in den 1960er Jahren mehr Ausländer in die Schweiz kamen als heute – und das, «obwohl damals ein Kontingentsystem existierte». Da die Erinnerung die zur neutralen Information verpflichtete und 1960 geborene Bundesrätin offensichtlich im Stich lässt, sei ihr die Lektüre des aus ihrem Departement stammenden Berichts des Bundesrates über die Personenfreizügigkeit und die Zuwanderung empfohlen. Dort steht: «Nicht alle erwerbstätigen Einwanderer unterlagen den Kontingenten, die 1970 eingeführt wurden.» (cmu)



Werbetour: Justizministerin Sommaruga.

Der Nachfolger von Juso-Präsident **David Roth** ist so gut wie gewählt: Ausser dem 23-jährigen Zürcher **Fabian Molina** haben sich keine Kandidaten um das Amt beworben. Molina hat gleich nach der Matura einen Job als Zentralsekretär bei der Gewerkschaft Unia angenommen und setzt sich seither als Gemeinderat von Illnau-Effretikon für höhere Löhne ein. Privat allerdings nicht unbedingt, wie dem Facebook-Profil des Jungpolitikers zu entnehmen ist: Er habe gerade die Haare bei einer Coiffeuse schneiden lassen, die «grad prompt der Gewerkschaft beigetreten ist», verkündet Molina. «Wenn es ihr zahlreiche KollegInnen nachmachen, verdient sie bald mehr als 2900 Fr. im Monat!» Woraufhin sich ein Facebook-Freund erkundigte: «Hast du ihr wenigstens Trinkgeld gegeben? Und wie viel war dir der Haarschnitt wert?» Molina: «Mit dem Haarschnitt bin ich äusserst zufrieden. Trinkgeld habe ich ihr aber keines gegeben.» (cal)

Gemeinsam mit anderen WEF-Teilnehmern stellte sich Credit-Suisse-Präsident **Urs Rohner** letzte Woche in einem «WEF-Debriefing» den Fragen von CNN-Starmoderator **Richard**



Gute Fee: CNN-Mann Quest.

Quest. In gewohnt dynamischer und verbal sprungbereiter Art leitete der bekannte Börsen-Moderator die Aufzeichnung seiner Sendung «Market Place Europe» im Zürcher Kunsthaus. Zum Schluss der Diskussion schlüpfte der Moderator in die Rolle der guten Fee und gab jedem Teilnehmer einen Wunsch für dessen jeweilige Branche frei. Darauf äusserte Novartis-CEO **Joe Jimenez** die Hoffnung, dass in der Krebstherapie Fortschritte erzielt würden. Demgegenüber nahm sich Rohners Wunsch als Bankier bescheiden aus: Er wünsche sich international einheitliche Standards in der Regulierung (*universal regulation*). Praktischerweise ist Rohner Mitglied in der Expertengruppe von Professor **Aymo Brunetti** zu Zukunftsfragen des Finanzplatzes und kann so an der Realisierung dieses Traums direkt mitwirken. (fsc)

«Willkommen in der Kolchose», steht auf einem Schild mit Goldrahmen, das von einem mit Schwimmbrille bewehrten Mann auf einem Kindervelo umkurvt wird. Dann fährt der Mann durch Graffiti-verzierte Hallen in einen Büroraum, wo Perücken und Tiermasken tragende Leute Seifenblasen produzieren und wilde Tänze vollführen. Fasnacht? Nein, ein Werk der gesammelten Belegschaft der Roten Fabrik, dem alternativen Kulturzentrum, über das die *Weltwoche* im Januar berichtete (Nr. 2 und Nr. 3/14). Das Video, eine Replik in Kunstform, ist auf www.rotfabrik.ch nicht zu übersehen. PS: Die Grüne-Politikerin **Katharina Prelicz-Huber**, die im Vorstand des Betreibervereins sitzt, spielt im Film keine Rolle, wie sie auf Anfrage erklärte. (cal)



Nicht im Film: Politikerin Prelicz-Huber.

Nachruf



Meist leise: Schauspieler Hoffman.

Philip Seymour Hoffman (1967–2014) — Ein stattliches Mannsbild war der massive Schauspieler mit den meistens zerzausten Haarsträhnen und den blond-grauen Stop-peln im Gesicht nicht. Und in vielen Rollen sah er noch deutlich weniger gut aus als auf privaten Bildern. Trotzdem hätte man ihn eigentlich nach jedem Film, in dem er mitspielte, gerne geheiratet, weil er einem so nahe gekommen war. Lobesworte wie «umwerfend» oder «furios» treffen auf ihn nicht zu; dazu war er meist viel zu leise. In manchen Rollen mümmelte er so in sich hinein, dass er kaum zu verstehen war. Es machte nichts, weil man trotzdem begriff. Wie er es anstellte, die Zuschauer mit wenigen Szenen in sein Universum zu ziehen, blieb selbst seinen Regisseuren ein Rätsel. Der Schauspieler, der für die Titelrolle in «Capote» einen Oscar erhielt, akzeptierte auch als gefeierter Star ohne Zögern Nebenrollen. Unvergesslich seine wenigen Auftritte als hingebungsvoller Krankenpfleger in «Magnolia» und als zwielichtiger Spielmacher in «Hunger Games: Catching Fire», um nur zwei von unzähligen Kleinoden zu nennen.

Als Seymour Hoffman im vergangenen Herbst während der Dreharbeiten zum Film «Child 44» plötzlich ersetzt wurde, begannen in Hollywood Gerüchte zu kursieren. Er selber hatte aus seinem Kampf mit Drogen und Alkohol nie einen Hehl gemacht: «Ich schluckte alles, was ich bekommen konnte.» Der Schauspieler starb am vergangenen Sonntag in New York mit einer Spritze im Arm. Mutmassliche Todesursache: eine Überdosis Heroin.

Beatrice Schlag

«Ratzenburg will Grossstadt werden»

Von Christoph Mörgeli

Das waren festliche Zeiten: Am 5. Juli 2008 um 15.30 Uhr meldete sich der hunderttausendste Einwohner bei der Stadtverwaltung an. «Winterthur ist eine Grossstadt», verkündete die städtische Informationsstelle. Dies sei «Ausdruck für den Erfolg und den Aufschwung der Stadt», klopften sich die Lokalpolitiker auf die Schulter. Ernst Wohlwend (SP) liess sich stolz als «Grossstadtpräsident» betiteln und diktierte dem *Landbote*-Journalisten ins Notizbuch: «Winterthur ist nicht mehr pfui, Winterthur ist sexy.»

Angesichts der «magischen Zahl» von hunderttausend kamen die Cüpli-Sozis nicht mehr aus dem Feiern heraus. Nach dem verwaltungsinternen Apéro eilte zum öffentlichen Anstossen auch SP-Regierungsrat Markus Notter herbei. Genosse Wohlwend schwatzte immer beschwingter: «Wenn die Stadt wächst, geht es ihr gut.» Er freue sich über «zusätzliche Steuerzahler». Und weiter: «Ich bin froh, dass so viele in die Stadt gekommen sind und uns dabei helfen, die Kosten zu tragen.» Die offizielle Nummer 100 000 trug eine EU-Zuzügerin aus Cannes, die hier einen Job gefunden hatte.

Und jetzt das. Winterthur ist pleite. Bankrott. Insolvent. Zahlungsunfähig. Und mit 1,3 Milliarden verschuldet. Die kleine Grossstadt bettelt bei der Kantonsregierung um Unterstützung. Eine Massenzuwanderung, die automatisch Mehrwert schafft, funktioniert nur in den Köpfen der Linken und der Verbandsfunktionäre. Aber nicht in der Winterthurer Wirklichkeit, deren Ausländeranteil beim Bahnhof und in der Marktgasse sofort ins Auge fällt. Auch die überdurchschnittliche Gebärfreudigkeit ergibt kein Steuersubstrat.

Als Winterthur im 19. Jahrhundert im Modernisierungswahn einen grossen Teil des Stadtbildes zerstörte, dichtete Gottfried Keller: «Die Ratzenburg will Grossstadt werden/Und schlägt die alten Linden um;/Die Türme macht sie gleich der Erden/Und steckt gerade, was traulich krumm.» Wesentlich lustigeren Stoff hätte Meister Gottfried hingegen die tatsächliche hunderttausendste Einwohnerin von Winterthur geboten. Dort hatte man 2008 die Marketingkampagne mit der neuen Einwohnerzahl «bereits aufgegleist». Im Interesse schönerer Schlagzeilen musste die Einwohnerkontrolle allerdings etwas schummeln. Wie alle Eingeweihten wissen, war die echte Nummer 100 000 eine Nachtklubtänzerin aus Osteuropa.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Die Kuckuckskinder der SVP

Von Peter Bodenmann — Die Gegner der Einwanderungsinitiative schiessen Eigentore.



Zu früh gebeichtet: alt Bundesrätin Calmy-Rey.

Die SVP weiss nicht, wie ihre schlampige Initiative allenfalls umgesetzt werden soll. Der ehemalige Bündner Chefbeamte Brand – einst in Chur zuständig für die Fremdarbeiterkontingente – will diese wieder einführen. Jeder Kanton bekäme eine gewisse Anzahl. Und müsste diese dann Jahr für Jahr etwas kürzen. Der Arbeitsmarkt würde bürokratisiert und repolitisiert.

Ueli Giezendanner will alles per Computer lösen. Für den quietschfidelen Felix Müri reicht es, wenn man die Familien erst ein Jahr später nachziehen lässt. Und bei der Arbeitslosenkasse Karenzfristen einführt. Wichtig sind für SVP-Müri ab 2016 mehr Pflegerinnen aus Fernost. Der Glarner Ständerat This Jenny will jährlich 40 000 zusätzliche Einwanderungen akzeptieren, der SVP-Bankier Matter moderne Lösungen. Wer hat noch nicht? Wer will noch mal?

Die Gegner könnten diesen konzeptlosen Haufen auseinandernehmen. Wenn sie es könnten. Stattdessen schiessen sie Eigentore. Micheline Calmy-Rey ist eine Walliserin. Walliserinnen ihrer Generation waren und blieben strukturell Katholikinnen. Katholiken können beichten. Und alles ist wieder gut. Als Bundesrätin weigerte sich Calmy-Rey, einen möglichen Beitritt der Schweiz zur EU konzeptionell auch nur anzudenken. Stattdessen verteidigte sie megastur den von der SVP – und niemandem sonst – vorgeschlagenen bilateralen Weg.

Sie sei früher eine Macherin gewesen. Und jetzt eine Denkerin. Und was teilt uns die Denkerin eine Woche vor der Abstimmung mit? Sie sei neu für einen EU-Beitritt. Sie hätte eine Woche später beichten können.

Bundesrat Schneider-Ammann hat als Nationalrat das Vermögen seines Unternehmens dummerweise in Jersey statt in Freienbach SZ platziert. Das heisst in einer ausländischen statt in einer inländischen Steueroase. Weil zu viele allergisch auf alles Ausländische sind, macht das den Unterschied. Wenn die Initiative durchkommt, dann darf sich Christoph Blocher bei Calmy-Rey und Schneider-Ammann bedanken.

Hat der Bundesrat für den Fall der Annahme der SVP-Initiative einen Plan B in der Schublade? Kann Simonetta Sommaruga «europakompatible Umsetzung» dieser Initiative bereits buchstabieren? Verstehen zumindest ihre Beamten, wie man die Zuwanderung dank schnellem Strukturwandel unter Beibehaltung der Personenfreizügigkeit dämpfen kann? Sicher nicht. Der Trost: Jean-Pascal Delamuraz und René Felber haben nie begriffen, was europakompatible flankierende Massnahmen sind. Und heute preist selbst Johann Schneider-Ammann die flankierenden Massnahmen. Suppen werden selten so heiss geschlürft, wie sie gekocht werden.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Cameron in der Zwickmühle

Von Hansrudolf Kamer — Mit seiner Europastrategie steht Premierminister David Cameron im Gegenwind. Frankreich stellt sich gegen die Revision der EU-Verträge, das Oberhaus lehnt ein Referendumsgesetz ab.



Der Entente cordiale geht es nicht besonders gut. Frankreichs Präsident François Hollande, auf Kurzbesuch im Vereinigten Königreich, konnte und wollte Premierminister David Cameron in der Euro-

politik keine Schützenhilfe geben. So wurden auf der Luftwaffenbasis Brize Norton zwar diverse Militärabkommen unterzeichnet, doch sonst herrschte eine frostige Stimmung.

An sich war alles gut inszeniert. Man nahm Rücksicht auf französische Gefühle – ein Damenprogramm wurde nicht geplant. Die ursprüngliche Idee, das Treffen im grandiosen Blenheim Palace, dem Heim der Churchills, abzuhalten, wurde fallengelassen. Man erinnerte sich rechtzeitig daran, dass der Prachtbau an den Sieg des Herzogs von Marlborough 1704 über die Franzosen und Bayern im Spanischen Erbfolgekrieg erinnert.

Die Basis der Royal Air Force gab einen nüchtern neutralen Hintergrund ab. Zur Auflockerung war ein Lunch im «Swan Inn», einem charmanten Pub neben dem Flüsschen Windrush in der Nähe von Oxford vorgesehen. Beim Bier sollten die britisch-französischen Beziehungen auftauen. Das Klima blieb aber kühl. Das Bild der beiden an der Theke wirkte bemüht – und von einem Bier war gar nichts zu sehen.

Hollande hat nicht vergessen, dass er 2012 als Kandidat der Sozialisten nicht an der Downing Street empfangen wurde. Für Irritationen sorgt in Paris seit längerem auch das *French-bashing* in der britischen Presse. Die Äusserung eines Vertrauten von Cameron, Hollande habe mit seiner Wirtschaftspolitik Frankreich in den Sand gesetzt, goss zusätzlich Öl ins Feuer.

Cameron steht unter Druck. Der Wirtschaft geht es zwar wesentlich besser, und die weiteren Aussichten sind so gut wie schon lange nicht mehr. Doch politisch schlägt sich die Aufhellung nicht zugunsten der Tories nieder. Labour führt beharrlich in den Umfragen. Cameron muss befürchten, dass die United Kingdom Independence Party (Ukip) ihn zusätzlich Stimmen kosten wird. Auch der euroskeptische Flügel der eigenen Partei treibt ihn immer wieder in die Enge.

Cameron will deshalb Verhandlungen über neue Bedingungen der britischen Mitglied-

schaft in der Europäischen Union. Das Resultat will er dann spätestens 2017 einer Volksabstimmung «in or out of the EU» unterbreiten. So wie es jetzt aussieht, hat er in dieser Konstellation kaum Chancen, vorher die Unterhauswahlen zu gewinnen, die spätestens 2015 stattfinden.

Kurz bevor er sich von Hollande verabschiedete, erreichte Cameron die Meldung, dass das Oberhaus die Vorlage über eine EU-Abstimmung abgelehnt hatte. Labour-Lords und Liberaldemokraten hatten die Tories überstimmt, obwohl sie «im Prinzip» ebenfalls für eine Volksabstimmung sind. Cameron soll weiter geschwächt werden.

Dieser macht auch parteiintern keine überragende Figur. Rebellionen von Hinterbänklern untergraben regelmässig seine Stellung. Die letzte erfasste 85 Abgeordnete und wurde von Dominic Raab angezettelt. Dessen Amendement zum Einwanderungsgesetz der Regierung verlangte, dass ausländische Kriminelle sich nicht mit der Berufung auf Menschenrechte einer Ausschaffung widersetzen können.

Cameron war erneut in der Zwickmühle. Er musste den Vorstoss vereiteln, obwohl das Anliegen populär war und er selber, wie er nachträglich einräumte, für die Sache Raabs Sympathien hatte. Politisch war es für ihn eine weitere Niederlage.

Dabei sind Camerons europapolitische Forderungen gut begründet. Änderungen an den europäischen Verträgen wären nach all den Rettungsaktionen für den Euro eigentlich angesagt. Bundeskanzlerin Angela Merkel hat sich schon mehrmals für solche eingesetzt, ist aber bisher nicht durchgedrungen. Niemand will die Pandora-Büchse der Volksabstimmungen öffnen.

Gebrannte Kinder

Cameron scheint ausserdem vergessen zu haben, dass 2017 jenseits des Kanals Präsidentenwahlen anstehen. Man kann es Hollande nicht verargen, dass er diese nicht mit einer hochemotionalen Kampfabstimmung über Europa belasten möchte. Ein Volksvotum zur Änderung der EU-Verträge wäre in Frankreich «de rigueur», wie Hollande betonte.

Die Franzosen sind, was britische EU-Abstimmungen betrifft, gebrannte Kinder. Präsident Jacques Chirac hatte sich einst durch britische Ankündigungen selber zu einer Abstimmung über den europäischen Verfassungsvertrag verleiten lassen, die dann im Mai 2005 prompt in die Hosen ging. Premierminister Tony Blair dagegen war fein raus und konnte auf ein Referendum verzichten. Das perfide Albion.

Doch die Entente cordiale ruht in diesem Jahr der Kriegsjubiläen auf stärkerem Fundament. Königin Elisabeth und Prinz Philip zeigen wieder einmal, wofür die Monarchie wirklich gut ist. Sie statten im Juni Frankreich eine dreitägige Staatsvisite ab und nehmen an den Feierlichkeiten zum 70. Jahrestag der Landung in der Normandie teil. Dass Cameron und Hollande im «Swan Inn» kein Bier stemmen, wird dann längst Geschichte sein.



In die Enge getrieben: Premier Cameron (l.), Hollande.

Das Leben danach

Von Henryk M. Broder — Kann ein Politiker nicht aufhören, Politiker zu sein?



Kein Wort heute über den bayrischen Unternehmer und Fussballmanager Uli Hoernes, die Kölner Feministin Alice Schwarzer, den Berliner Gourmet und Kulturstaatssekretär André Schmitz. Sie haben im Vertrauen auf das Schweizer Bankgeheimnis Steuern hinterzogen und müssen nun dafür büssen. Materiell mit Nachzahlungen, ideell mit dem Verlust ihres Status als moralische Instanzen und Vorbilder. Fiat justitia.

Reden wir lieber über Daniel Bahr. Daniel wer? Selbst in Berlin Mitte, rund um das Brandenburger Tor und den Reichstag, war der FDP-Mann aus Lahnstein ein *no name*, auch nachdem er zweieinhalb Jahre, von Mai 2011 bis Dezember 2013, als Bundesminister für Gesundheit im Kabinett Merkel gedient hatte. Niemand wird behaupten, er habe irgendetwas bewirkt oder hinterlassen. Sein Vorgänger im Amt, Philipp Rösler, war noch Arzt von Beruf, Bahr dagegen hatte Bankkaufmann gelernt. Neben seiner Tätigkeit als Minister war er auch für das «Aktions-bündnis Schmerzfreie Stadt Münster» aktiv. Seit Anfang dieses Monats arbeitet er für den Think-Tank «Center for American Progress», wo er Obamas auf Grund gelaufene Gesundheitsreform wieder flottmachen soll. Die «Titanic» zu heben und sie wieder auf die Reise zu schicken, wäre eine weniger mühsame Aufgabe.

Reden wir von Annette Schavan. Sie war immerhin von 1995 bis 2005 Ministerin für Kultus, Jugend und Sport in Baden-Württemberg und von 2005 bis 2013 Bundesministerin für Bildung und Forschung. Nachdem ihr Anfang 2013 der Dokortitel, den sie 1980 im Fachbereich Erziehungswissenschaften gemacht hatte, aberkannt worden war, musste sie als Ministerin zurücktreten, wurde aber von ihrer Partei, der CDU, trotzdem für den Bundestag aufgestellt und im September 2013 in ihrem Wahlkreis Ulm wiedergewählt. Nun wurde bekannt, dass die ledige rheinische Katholikin als Botschafterin beim Heiligen Stuhl nach Rom entsandt wird. Als Belohnung, als Trost, als Wiedergutmachung – wofür auch immer. Jedenfalls ist es ihr erster Job im diplomatischen Aussendienst.

Was uns zu der Frage bringt: Kann ein Politiker nicht aufhören, Politiker zu sein? Gibt es wirklich kein Leben nach der Politik? Ausser in der Politik?

Das Schönste ist die Willkür

Von Kurt Schiltknecht — Nach dem Motto «Teile und herrsche» schüttet die Politik Wohltaten aus, von denen bald diese und bald jene profitieren. Das ist ungerecht.

In Zürich wohnen Wohlhabende in Stadtwohnungen mit nicht marktkonformen Mieten. Die Welle der Entrüstung ist berechtigt. Nun will man einige Mietverhältnisse in den über 9000 Wohnungen der Stadt überprüfen. Doch auch dies wird das fundamentale Problem nicht lösen. Solange die Wohnungen zu marktunüblichen Mieten abgegeben werden, ist die Nachfrage immer grösser als die Zahl der vorhandenen Wohnungen.

Zwangsläufig kommt die Frage auf, wie die Wohnungen zugeteilt werden. Selbst wenn die Stadt ein mehrbändiges Reglement zur Vergabe erlassen würde, bliebe ein Stück Willkür bestehen. Zudem wird der Teil der einkommensschwachen Bevölkerung, der keine der günstigen Wohnungen erhält, benachteiligt. Sozialpolitik sollte nicht diskriminierend sein. Vor allem sollte vermieden werden, dass Politiker und Bürokraten willkürlich entscheiden können, wer von staatlicher Unterstützung profitieren kann. Doch das ist es gerade, was die meisten Politiker wollen. Leo Schürmann, der Preisüberwacher, Nationalrat, Mitglied des Direktoriums der Nationalbank und vieles anderes mehr war, hat schon vor vielen Jahren gesagt: «Das Schönste an der Macht ist die Willkür.» Die Zuteilung von Wohnungen zu verbilligten Preisen ist eine der ineffizientesten und ungerechtesten Varianten, die man sich zur Linderung der Wohnungsprobleme der einkommensschwachen Leute vorstellen kann.

Würden die städtischen Wohnungen zu Marktmieten vermietet, dann müsste man sich fragen, ob es Aufgabe einer Stadt ist, Liegenschaften zu besitzen und zu vermieten. Viel besser wäre es, wenn die Stadt Zürich ihre Wohnungen verkaufen würde. Mit dem Erlös könnte beispielsweise ein Fonds geschaffen werden, aus dem alle einkommensschwachen Schichten, die bei den aktuellen Mieten keine ihren finanziellen Möglichkeiten entsprechende Wohnung finden, mit Zuschüssen unterstützt würden. Ein solches Vorgehen wäre gerechter, alle würden gleich behandelt.

Das Problem der ungerechten Verteilung staatlicher Mittel gibt es auch bei der selektiven Unterstützung von Wohnbaugenossenschaften. Diese haben sich unbestreitbar ein grosses Verdienst bei der Lösung der Wohnungsprobleme erworben. Dennoch ist es

nicht einzusehen, weshalb einzelne von ihnen beispielsweise durch günstiges Bauland bevorzugt werden sollen. Denn auch davon können nur Einzelne profitieren.

Viele Politiker fordern eine gerechtere Welt, doch mit ihren Ausgabenentscheiden schaffen sie grössere oder neue Ungerechtigkeiten. Beispielsweise ist eine Mehrheit der zuständigen Politiker der Meinung, dass das Zürcher Opernhaus nur rund einen Drittel der Kosten selber erwirtschaften müsse. Die Folge: Subventionen in zweistelliger Millionenhöhe.

Dass solche Finanzierungsmodelle auch in vielen anderen Ländern Europas gang und gäbe sind, macht die Sache nicht besser. Die grossen Profiteure dieser Umverteilung sind die Opernbesucher und die hochbezahlten Opernstars. Ob deren Subventionierung eine Aufgabe der öffentlichen Hand ist, darf bezweifelt werden. Fest steht nur, dass das Präsidium der Zürcher Oper fest in den

Händen linker Politiker ist, die nicht müde werden, mehr soziale Gerechtigkeit in der Gesellschaft zu fordern.

Negative Einkommenssteuer

Vieles von dem, was in der Steuerpolitik unter dem Stichwort der Gerechtigkeit gemacht wird, ist letztlich nichts anderes als eine Förderung der Ungerechtigkeit.



Wenn bei der Mehrwertsteuer das Übernachten im Hotel oder der Kauf von Gütern des täglichen Bedarfs zu einem niedrigeren Satz besteuert werden oder wenn bei der Einkommenssteuer sogenannte Sozialabzüge gemacht werden können, kommt dies in erster Linie den begüterten Kreisen zugute. Diese gehen häufiger in die Ferien, konsumieren mehr und profitieren wegen der Steuerprogression überdurchschnittlich von den Sozialabgaben. Obwohl inzwischen alle Politiker dies wissen (sollten), ist eine Abschaffung tabu. Im Gegenteil, die Politiker werden nicht müde, neue Abzüge ins Spiel zu bringen.

Mit dem Festhalten an den Steuerprivilegien wollen die Politiker letztlich nur ihre Wähler zufriedenstellen. Viel gerechter als die vielen oft willkürlichen Massnahmen zur Verbesserung der sozialen Gerechtigkeit wäre es, den wirtschaftlich Schwachen Einkommenszuschüsse zu geben, also eine Negativeinkommenssteuer einzuführen. Doch so einfach und gerecht wollen es die Politiker nicht haben.

New Zurich Estate

Von Kurt W. Zimmermann — Was ist wichtiger? Dass ein Unternehmen überlebt oder dass eine Marke überlebt?

Zu Beginn ein konstruktiver Vorschlag: Die Gruppe der Neuen Zürcher Zeitung verkauft alle ihre Zeitungen. Dann ändert sie ihren Namen in «New Zurich Estate».

Fortan betätigt sie sich als Bauträger und Immobilienverwalter.

Für den Verkauf ihrer Zeitungen bekommt die NZZ heute rund 400 bis 500 Millionen. Zusammen mit dem vorhandenen Immobilienbesitz kann die Nachfolgefirma New Zurich Estate mit einem Substanzwert von rund einer Milliarde Franken starten.

Im Immobilienmarkt ist damit ziemlich sicher, dass es die New Zurich Estate in zwanzig Jahren noch gibt. Im Medienmarkt ist hingegen unsicher, ob es die NZZ in zwanzig Jahren noch gibt.

Warum also macht die NZZ das nicht?

Damit sind wir beim Unterschied zwischen der Medienbranche und anderen Industrien. In der Medienbranche fehlt es oft an Radikalität. Man will auch in der Not sich selber treu bleiben. Man glaubt an den Glanz der eigenen Marke.

Bührle etwa hatte eine lange Tradition als Rüstungsunternehmen. Als sich das Marktumfeld änderte, musste das Unternehmen den Namen und das Produkt wechseln. Heute heisst man OC Oerlikon und arbeitet in der Textil- und Autoindustrie. Das Unternehmen, wenngleich neu erfunden, gibt es noch.

Hermes hatte eine lange Tradition als Schreibmaschinenhersteller. Als sich das Marktumfeld änderte, musste das Unternehmen den Namen und das Produkt wechseln. Heute heisst man Precisa Gravimetrics und stellt Waagen her. Das Unternehmen, wenngleich neu erfunden, gibt es noch.

Bei den Medien ist solche Denkart fremd. Medienunternehmen sind Markenfetischisten. In ihrer Tradition wechselten sie kaum je ihre Marken und ihre Produkte.

Im Internet zum Beispiel haben nahezu alle Medienhäuser ihren Auftritt gleich genannt wie ihre Zeitungstitel: Tagesanzeiger.ch oder NZZ.ch. Sie haben versucht, ihre alte Welt in die neue Welt hinüberzuretten. Kommerziell wurde diese Strategie ein krachender Misserfolg. Das Geschäft im Netz machten Neueinsteiger.

Dieser Misserfolg führte in den letzten Jahren zu einem Umdenken. Der Glaube an die eigenen Brands begann zu bröckeln.

Die Investitionen der Medienhäuser flossen zuletzt nicht mehr in ihre alten Marken, sondern in neue Drittgeschäfte. Für viel Geld kauften sie sich in Unternehmen ausserhalb



Nimbus der Vergangenheit: NZZ-Chef Dengler.

der Branche ein. Die ehemaligen Verlage vermarkten heute Wohnungen genauso wie Wunderkerzen.

Der Trend weg von den Traditionsmarken wird weitergehen. Medienhäuser wie Springer, Tamedia und Ringier werden in zwanzig Jahren primär elektronische Vermittlungsfirmen für Adressen, Handelswaren, Immobilien, Stellen und Dienstleistungen sein. Ihre alten Zeitungsmarken werden bei Umsatz und Wertschöpfung nur noch eine geringe Rolle spielen.

Eine Ausnahme macht die NZZ. Sie glaubt noch daran, dass ihr Nimbus der Vergangenheit auch ein Modell für die Zukunft sei.

Ihr neuer Chef Veit Dengler überlegt sich nun, seine Marke aus der Schweiz auf den ganzen deutschsprachigen Raum auszudehnen und als gedruckte und vor allem als digitale Nachrichtenplattform zu etablieren. Der Glaube an das eigene Logo mit den drei Buchstaben ist hier noch ungebrochen.

Die NZZ hat seit 1780 eine lange Tradition. Auch Bührle und Hermes hatten eine lange Tradition. Doch irgendwann kam bei ihnen der Punkt, an dem die Tradition nicht mehr für die Zukunft taugte.

Wir wünschen Veit Dengler bei seiner Markenstrategie dennoch viel Glück. Doch wir können leider nicht ausschliessen, dass man sich bei der NZZ in zwanzig Jahren sagen wird: «Hätten wir bloss 2014 die New Zurich Estate gegründet.»

Ach, Alice!

Von Beatrice Schlag — Nach dem Sündenfall.

Wer in den letzten Tagen männliche Kommentare zu Alice Schwarzers steuerlichem Verfehlen las, musste sich gelegentlich das Lachen verbeissen. Der Genuss, endlich auf die



Frau eindreschen zu dürfen, die einem so viel an Beziehungskrämpfen mit Freundinnen einbrockte, war offensichtlich. Zwei droschen nicht mit. Für die, die am vergangenen Montag «Roger gegen Roger» gehört haben: Ist Ihnen aufgefallen, wie bedeckt sich mein Chef Roger Köppel und Roger Schawinski, auch er einst mein Chef, beim Thema Alice Schwarzer hielten? Beide Rogers werden von niemandem verdächtigt, wilde Kreuzritter der Emanzipation zu sein, um es sanft zu sagen. Aber keiner zeigte Lust, auf Alice Schwarzer loszugehen.

Da auch die Emma-Gründerin einmal meine Chefredaktorin war, masse ich mir an, zu wissen, warum: Die drei ähneln sich sehr. Nicht in ihren politischen Ansichten, nicht in ihren Zielen, aber sie sind aus dem gleichen Stoff. Sie haben einen untrügerischen Sinn für die Schwachstellen ihrer Gegner. Sie reden und schreiben unzimperlicher und oft auch rücksichtsloser als andere. Provokationen machen sie glücklich. Das wittern sie, wenn sie einander kennenlernen, und sie begegnen sich mit Respekt. Alphatiere sind Alphatiere.

Auf meine Frage, woher sie im Gegensatz zu den meisten Frauen einen ausgeprägten Sinn für Macht habe, sagte Alice Schwarzer einmal, es sei reiner Instinkt. Als Beispiel erzählte sie, wie sie eine Leserin, deren Kreditantrag abgelehnt worden war, zu deren Bank begleitete. Die beiden Frauen wurden erst allein in das Sitzungszimmer geführt. Alice Schwarzer stellte sofort die Stühle näher zueinander, setzte sich ans Tischende, wo sonst der Banker thronte, und wies ihm, als er sie sichtlich verwirrt begrüsst, den Platz gegenüber der Kreditstellerin an. Der Kredit wurde gewährt. Von R&R gibt es unzählige solcher Geschichten.

Dass Schwarzer so unbesonnen sein konnte, die Schweizer Zinsen ihrer Gelder dem deutschen Fiskus zu verschweigen, ist kaum verständlich. Sie weiss, wie exponiert sie ist. Noch schwerer zu verstehen ist, dass sie sich jetzt als Opfer gebärdet. Ja, sie wurde gezielt verpiffen, weil sie Alice Schwarzer heisst. Aber Alphatiere reagieren oft weinerlich, wenn man sie kritisiert.

«Wichtiger als der monetäre Aspekt wäre generell die Betrachtung von Abtreibungen aus ethischer Sicht.» *Werner Pflieger*



«Groteskes Ungleichgewicht im gesellschaftlichen Diskurs.»

... und rühmen unsere freiheitliche Ordnung
Nr. 5 – «Mir redet niemand mehr drein»;
Daniela Niederberger über Abtreibungen

Die Kosteneinsparungen bei einem Ja zur Abtreibungsinitiative sind im Vergleich zu den Gesamtkosten im Gesundheitswesen marginal. Wichtiger als der monetäre Aspekt wären generell die Betrachtung von Abtreibungen aus ethischer Sicht und das groteske Ungleichgewicht im gesellschaftlichen Diskurs. Das *well-being* von Polarbären, Gorillas und Delfinen ist im Westen unantastbar geworden. Ein Umstand, von dem junge Menschen im Mutterleib nicht zu profitieren vermögen. Wenn jemand einem Tier bei lebendigem Leib Arme, Beine und Kopf ausreisst, nennen wir das Tierquälerei und ziehen den Übeltäter zur Rechenschaft. Wenn ein Arzt das Gleiche bei einem jungen Menschen im Mutterleib tut, nennen wir das «Selbstbestimmungsrecht der Frau» und rühmen unsere freiheitliche Ordnung. Würde eine Frau statt eines Menschen ein Tier gebären, verstummte die Diskussion um Abtreibungen und deren Finanzierung schnell.

Werner Pflieger, Aadorf

Bester Charakter

Nr. 5 – «Wawrinka»; Editorial
von Roger Köppel

Harte Arbeit und Verbissenheit allein reichen sicher nicht aus für die sensationellen Leis-

tungen, die Stan in letzter Zeit gezeigt hat. Schliesslich hat er in den letzten Monaten die sechs besten Spieler der Welt geschlagen, den Grand-Slam-Titel geholt und ist nun die Nummer 3 im Ranking der weltbesten Tennisspieler. Er hat um eine ganze Klasse besser gespielt als Federer im letzten Jahr. Ich teile die Meinung nicht, gemäss der Wawrinka nicht ebenso viel Talent habe wie zum Beispiel Federer. Äusserst grenzwertig finde ich es zudem, Wawrinka als pockennarbigen Aufsteiger zu bezeichnen. Hat er eine derart beleidigende, unsensible und herabwürdigende Qualifizierung verdient? Bleibt zu hoffen, dass es Stan anderswo erspart bleibt, mit derart unpassenden Bemerkungen konfrontiert zu werden.

Marlisa Schmid, Rebstein

«Nichts gegen Roger Federer» – Ihr Eingangssatz im Editorial. Ich habe Ihre Hommage an Stan Wawrinka aufmerksam gelesen. Ich mag ihn auch, seinen Charakter, seinen fast übermenschlichen Willen und seine Bescheidenheit. Nun, da er angelangt ist an der Spitze des Welttennis, verlangt dies nach einer Huldigung. Das ist Ihnen wunderbar gelungen. Ich freue mich aufrichtig über unseren Stan. Er entspricht doch irgendwie dem typischen Schweizer. Seine Mutter ist Schweizerin. Wir können Stan ungeniert für uns beanspruchen. Einer von uns. Aber dann kommt der Hammer. Nichts gegen Roger Federer, die Ausnahmeerscheinung, den Übermenschen. Aber der wahre Held ist doch Stan. Seit seinem 17. Lebensjahr

habe ich Rogers Tenniskarriere mitverfolgt. Sie ist schlicht unfassbar im kommerziellen Welttennis, in dem unzählige junge Sportler aus über hundert Ländern ihr Glück versuchen.

Seit über sechzehn Jahren verkörpert Roger ein Stück Schweiz. Seine Präsenz ist einmalig in der Schweizer Sportgeschichte. Als Geschäftsmann, der auch im Ausland tätig ist, wurde ich immer wieder auf das Phänomen Federer angesprochen. Nicht auf Bundesräte. Auch weniger auf die innovative Schweizer Industrie oder die geheimnisumwobenen Banken. Nein, das Thema war Roger, der überirdische Schweizer. Bewunderung, wo immer man sich traf. Ich habe festgestellt, kein Schweizer ist je mehr bewundert und mehr als Schweizer identifiziert worden als Roger Federer. Ihm ist nichts in den Schoss gefallen. Ein riesiges Talent, gepaart mit unbändigem Willen, war der Weg zum Welterfolg.

Roger Federer liess nie irgendeinen Makel zu, geschweige denn einen Skandal. Seine Treue zu seiner Frau und die Liebe zu seiner Familie sind ein grosses Vorbild für viele junge Menschen. Roger braucht keine Huldigungen von Roger. Ihr Editorial wird ihn kaum beunruhigen. Er steht weit darüber. Er ist ein Schweizer Sportler mit bestem Charakter, wie es ihn wohl kaum je wieder geben wird. *Albert Sigrüst, Wohlen*

Gesellschafts-Saga ersten Ranges

Nr. 5 – «Im Netz der eigenen Intrige»;
Serie zum Fall Mörgeli von Philipp Gut

Die blendend geschriebene, auch juristischer Denkweise angenehm gerecht werdende Mörgeli-Geschichte scheint uns eine Gesellschafts-Saga ersten Ranges zu sein. Wir verfolgen sie mit wachsendem Interesse, denn sie ist nicht nur unterhaltend, sondern vor allem in vielfacher Hinsicht lehrreich für uns alle.

A. Schanz, Overijse (Belgien)

Finanzielle Diskriminierung

Nr. 5 – «Das Ehe-Aus naht»;
Kommentar von Urs Paul Engeler

Tatsächlich wird das Konkubinat mehr und mehr zum Normalfall. Somit ist es nun höchste Zeit, dass die schon zu lange währende finanzielle Diskriminierung der bereits mehr oder weniger lange verheirateten Paare endlich abgeschafft wird. Deshalb ohne weiteren Verzug individuelle Steuererklärungen und volle AHV-Renten für jeden Zusammenlebenden! Die Politiker aller Parteien sind gefordert.

René M. Levkowitz, Forch

Wahnsinn wird zur Methode gemacht

Nr. 5 – «Geschickt gekleisteter Unsinn»;
Wirtschaftskolumne von Silvio Borner

Der Autor kritisiert die am 9. Februar zur Abstimmung kommende Fabi-Vorlage aus

(polit)ökonomischer Sicht. Unter anderem weist er darauf hin, dass mit der geplanten Fondslösung bereits heute über zukünftige Ausgaben beschlossen werden kann, während die Finanzierung via Steuern von morgen erfolgt.

Die Fonds-Lösung ist nicht nur aus polit-ökonomischer Sicht bedenklich. Bei Fonds geht es im öffentlichen Rechnungswesen eigentlich immer darum, dass ein Teil der kumulierten Ertragsüberschüsse, welche das Eigenkapital bilden, aus irgendeinem Grund separat ausgewiesen und für einen besonderen Zweck «auf die Seite» gelegt wird. Aus finanzwirtschaftlicher Sicht sind solche Mittelbindungen grundsätzlich abzulehnen, weil sie einen Teil der zur Verfügung stehenden finanziellen Mittel der finanzpolitischen Prioritätensetzung und Verfügung entziehen.

Dass der Fabi-Fonds nicht mit kumulierten Ertragsüberschüssen geäufnet wird, sondern unter anderem mit einer vorübergehend (was nur ganz Dumme glauben!) erhöhten Mehrwertsteuer finanziert werden soll, macht den Wahnsinn zur Methode. Leider segelt die Fabi-Vorlage völlig im Windschatten der Einwanderungsinitiative der SVP. Zu Unrecht. Während die Einwanderungsinitiative bei einer allfälligen Annahme vom Bundesrat ohnehin nicht umgesetzt werden wird – einschlägige Erfahrungen in jüngster Vergangenheit mit missliebigen Volkssentscheiden lassen das vermuten –, wird die Fabi-Vorlage komfortabel angenommen und eins zu eins umgesetzt werden. Während wir erfolgreich die schweizerische Finanzindustrie demontieren, uns in ein unbezahlbares Energiewende-Abenteuer stürzen und unsere Souveränität mit der beinahe widerstandslos durchgewinkten Fatca-Vorlage aufgeben, passt die Fabi-Vorlage immerhin nahtlos in diesen Kontext.

Christian Huber, Pfäffikon

Betonköpfe

Nr. 5 – «Dichtestress?»; Thomas Haemmerli zur Personenfreizügigkeit

Ja, der Haemmerli hat's leicht. Für den sind alle, die ihr Land nicht zugebaut haben wollen, «Fortschrittsfeinde» und rechte Zombies. Man kann den Problemen eines Landes auch so begegnen: Man macht sie lächerlich, redet sie klein: Alles Blödsinn, Nonsens! Man braucht nicht jedes Jahr St. Gallen neu zu bauen, St. Gallen ist ja gebaut: Wir räuchern einfach jedes Jahr die St. Galler aus ihrer Stadt und haben dann wieder Platz für 80 000 Zuwanderer, den Rest bringen wir schon irgendwie noch unter. Der Haemmerli, der kommt eben aus dem Goms (für: Gesellschaft offene und moderne Schweiz) und nicht aus St. Gallen. Zum Glück liest sich Haemmerlis saloppe Schreibe noch gut; besser als die

ganze Inseratenflut der Wirtschaftsvertreter, die nun nicht mit Haemmerli, sondern mit Vorschlagshämmern gegen *Alles* vorgehen, was ihre Eintracht mit der EU stören könnte. Es gibt sie also alle immer noch, die Betonköpfe, die unser Land zubetonieren wollen. Wehren wir uns!

Andreas Honegger, Zollikon

Wären die Deutschschweizer ehrlicher ...

Nr. 5 – «Mamma Svizzera» hat genug»; Lucien Scherrer über das Tessin

Ich bin der Tessiner Kantonsrätin Crivelli dankbar, dass sie hinsteht und uns schonungslos die gravierenden Konsequenzen dieser Einwanderung für das Tessin aufzeigt. Wären wir Deutschschweizer ehrlicher, fähig, über die Parteigrenzen hinwegzusehen und Realpolitik zu betreiben, müssten wir eingestehen: Bei uns ist es nicht viel anders! Als kleiner «Trost» für die Tessiner und als Abstimmungshilfe für die noch Unentschlossenen mögen die Worte von Bundesrat Schneider-Amann dienen: «Die negativen Folgen, die wir heute spüren, entfachen aber irgendwann auch eine Wirkung auf die Zuwanderung selbst. Die Attraktivität des Standorts sinkt ja auch, wenn man irgendwann nur noch im Stau steht.» Oder knapper: Wenn die Lebensqualität tief genug ist, kommt niemand mehr!

Dr. med. Peter Meier-Schlittler

Korrigenda

Im Artikel über den Unternehmer Thomas Robert Staubli in der Rubrik «Namen» (Nr. 4/14) heisst es, Zai seien die einzigen Ski, die noch in der Schweiz hergestellt würden. Natürlich werden auch Stöckli-Ski in der Schweiz produziert. Wir bitten um Entschuldigung.

Die Redaktion

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

**FÜR SIE NEHMEN
WIR UNS ZEIT**



5

Die Privatbank unter
den Universalbanken –
Weitere Gründe, weshalb Sie
bei uns goldrichtig sind auf
www.cic.ch/5

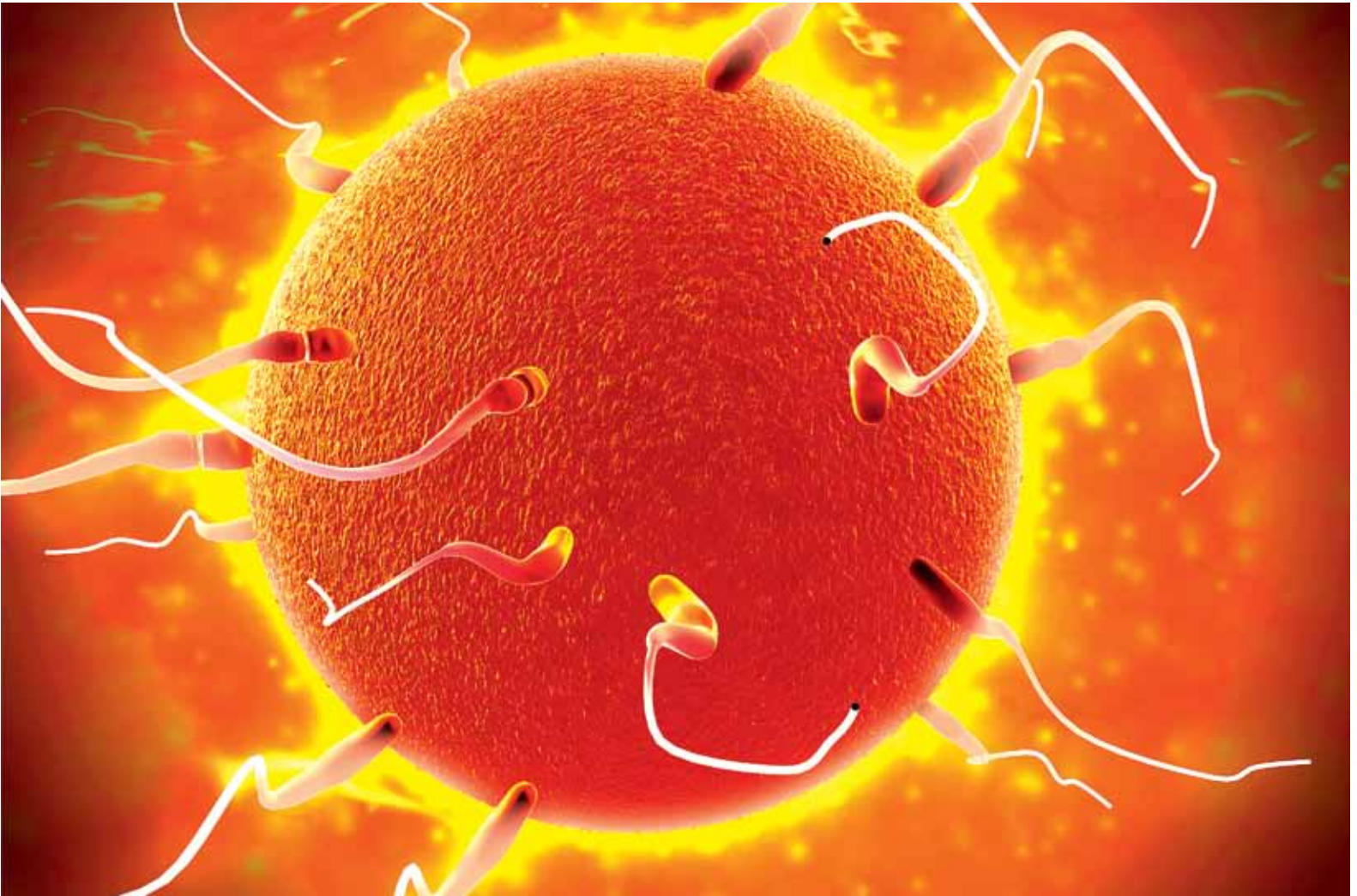


BANQUE CIC | SUISSE |

Die Bank der Privat- und Geschäftskunden

Basel, Fribourg, Genf,
Lausanne, Locarno, Lugano,
Neuchâtel, Sion, Zürich

www.cic.ch



Urknall der Existenz: Spermien treffen auf Ei.

Wann beginnt der Mensch?

Antworten von Viktor Giacobbo, Gottfried Schatz, Christophe Darbellay, Nora Illi, Vitus Huonder, Julia Onken, u. v. a.

Die Abtreibung ist untrennbar mit der Frage verbunden, wann das menschliche Leben beginnt – eine der grundlegenden philosophischen, wissenschaftlichen und religiösen Fragen, die zu ewigen Kontroversen Anlass geben. Die *Weltwoche* hat über hundert Ethiker, Geistliche aller Religionen, Politiker, Wissenschaftler und Personen des öffentlichen Lebens angeschrieben und sie mit der Frage konfrontiert: «Zu welchem Zeitpunkt ab der Zeugung erlangen wir den Stand eines menschlichen Wesens? Bereits bei der Befruchtung der Eizelle, im Laufe der Schwangerschaft oder erst bei oder nach der Geburt?» Die folgenden Seiten zeigen die Vielfalt möglicher Antworten.

Christophe Darbellay, CVP-Präsident: «Das Leben beginnt ab der Zeugung (Befruchtung). Relativ früh fängt das Herz zu schlagen an! Dann findet wochenlang eine Entwicklung statt, und erst spät ist das Kind lebensfähig. Das ändert aber nichts daran, dass der Schutz des Lebens von Beginn an ansetzen muss.»

Peter Föhn, Ständerat und Initiant der Volksinitiative «Abtreibungsfinanzierung ist Privatsache»: «Für mich entsteht ein neues Leben im Moment der Befruchtung. So sieht es auch der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte. Dieser hat im Jahr 2011 den Anspruch auf die Patentierung embryonaler Stammzellen verneint, mit der Begründung, dass bereits im Moment der Befruchtung ein menschliches Lebewesen entstehe. Von einem Mensch würde ich sprechen, wenn das Herz zu schlagen beginnt. Dank der heutigen Medizin ist ein Embryo schon im Alter von zwanzig Wochen selbständig lebensfähig, dieser Zeitpunkt verschiebt sich immer weiter nach vorne.»

Leon de Winter, Philosoph und Autor: «Es ist immer noch nicht möglich, exakt zu bestimmen, wann das menschliche Leben anfängt – aus dem Grund streiten wir überhaupt über diese Frage und nicht etwa darüber, dass die Erde um die Sonne kreist. Das ist anerkannte Wissenschaft. Vom Urknall bis zum Entstehen der

menschlichen Spezies sind 13,8 Milliarden Jahre vergangen, und wir sind das denkende Universum. Wir haben die Wissenschaft, die Schönheit, die Höflichkeit und den Anstand erfunden. Und wir müssen eingestehen, dass unser



«Bei der Zeugung»: CVP-Präsident Darbellay.

Wissen und unsere Vorstellungskraft immer noch Grenzen kennen. Wir verstehen die chemischen und molekularen Prozesse, die zu einem neuen menschlichen Leben führen, aber wir versuchen immer noch, herauszufinden, wann das Bewusstsein entsteht. Aufgrund der Einzigartigkeit des menschlichen Bewusstseins und des Wertes jedes einzelnen Lebens müssen wir sehr vorsichtig sein, wenn wir uns der Frage nähern, wann menschliches Leben entsteht. Diese Frage ist nicht nur wissenschaftlicher Art, sondern auch kultureller. Jedem beginnenden Menschenleben wohnt das Potenzial inne, mit Körper und Geist einen Beitrag dazu zu leisten, was die jüdische Tradition als die «Heilung der Welt» bezeichnet. Jeder Embryo kann sich zu einer freundlichen, liebenden Person entwickeln. In unserem brutalen, brennenden und erbarmungslosen Universum ist das ein Wunder. Zerstören wir es nicht.»

Peter Singer, Moralphilosoph: «Ich habe kein Problem damit, zu sagen, dass das menschliche Leben bei der Empfängnis oder ein paar Tage später beginnt. Wenn wir über einen biologischen Organismus der Spezies homo sapiens sprechen, scheint das unwiderlegbar. Aber dieses frühe menschliche Wesen hat kein Bewusstsein und kann nicht das Geringste fühlen. Rund 24 bis 32 Wochen später kann der Fötus Schmerz empfinden und erhält damit eine moralische Bedeutung. Doch auch Tiere können Schmerz empfinden, wodurch sich das Beenden des Lebens dieses Fötus nicht vom Töten einer Kuh oder eines Schweins unterscheidet. Statt zu fragen, wann der Mensch beginnt sollten wir fragen, wann sich eine Person entwickelt. Und das ist erst nach der Geburt.»

Der australischstämmige Princeton-Philosoph ist einer der streitbarsten Bioethiker der Gegenwart.

Professor Dr. med. Murali Doraiswamy, Hirnforscher: «Zum Zeitpunkt, an dem die meisten Ärzte einen Menschen für hirntot erklären, ist die grosse Mehrheit der restlichen Zellen noch lebendig. Zudem ist die Forschung heute an

einem Punkt, wo sie einer hirntoten Person eine lebendige Hautzelle entnehmen und diese in eine Hirnzelle verwandeln kann – woraus man theoretisch ein ganzes Gehirn oder ein Individuum rekonstruieren kann. Wissenschaftler haben eine Katze aus einer einzigen Zelle geklont! Würde man eine menschliche Zelle im Labor aufbewahren, um daraus später dieselbe Person zu reproduzieren: Wäre sie unterdessen tot oder lebendig? Also: Dass man genau eine Zelle braucht, um Leben zu erschaffen, bedeutet, dass das Leben zum Zeitpunkt der Befruchtung beginnt, an dem eine einzige befruchtete Zelle entsteht, die später zu einem Menschen werden kann. Also gibt es eine Kontinuität von der Entstehung des Lebens an sich bis zu jedem einzelnen Menschen. Hätte es seit der Entwicklung des ersten Einzellers einen Bruch gegeben, wäre heute niemand von uns am Leben. Wir alle sind am Beginn allen Lebens entstanden, was man auch daran sieht, dass wir 92 Prozent unserer Gene mit einer Maus gemeinsam haben. Alle anderen Theorien über die Entstehung des Lebens haben irgendwo eine Schwachstelle. Die Hirnforschung neigt dazu, den Zeitpunkt der Hirnentwicklung im Fötus als Lebensbeginn zu sehen, also wenn das Gehirn in der Lage ist, zu reagieren (eine Theorie) oder zu denken (eine zweite Theorie). Um die 25. Schwangerschaftswoche zeigt das Elektrokardiogramm (EKG) erste Ausschläge. Analog dazu definieren wir den Hirntod, wenn das EKG nicht mehr anschlägt. Allerdings zeigen jüngere Studien, dass Menschen, die nach diesem Kriterium hirntot sind, durchaus auf sensiblere Techniken wie die funktionelle Magnetresonanztomografie (fMRI) noch Lebenszeichen von sich geben. Ist Leben (und Tod) einfach eine Folge davon, wie sensibel unsere Messinstrumente sind? Manche Religionen gehen sogar davon aus, dass das Leben erst bei der Geburt oder ein paar Monate danach beginnt oder wenn ein Bewusstsein des eigenen Ich entsteht. Doch weder wissen wir, wann dies beim Embryo der Fall ist, noch wann die Entwicklung der Persönlichkeit abgeschlossen ist: Der präfrontale Kortex, der



«Nicht exakt zu bestimmen»: Philosoph de Winter.



«Weiss nicht»: Komiker Jacobbo.

Einspruch

Embryo ohne Rechte

Roger Köppel irrt. Für den Liberalen ist Abtreibung Privatsache. Von Pierre Bessard

Sollte aus freiheitlicher Sicht das Recht auf Leben höher bewertet werden als das Recht auf Eigentum? Hat also ein Embryo ein Recht, geboren zu werden, das über dem Anspruch seiner Trägerin steht? Roger Köppel stellt diese Fragen in seinem Editorial vom 23. Januar – und beantwortet sie mit Ja. Doch sie sind falsch gestellt, denn das Recht auf Eigentum schliesst ganz besonders auch das Eigentum am eigenen Leben ein. Es gibt daher keinen Widerspruch zwischen dem Recht auf Leben und jenem auf Eigentum. Die liberale Ethik ist darum klar: Eine Frau hat das Recht, über ihren eigenen Körper frei zu verfügen. Alles andere würde das Recht der Frau auf Eigentum und Leben dem Willen eines anderen unterwerfen. Diese Selbstaufopferung darf sich jede Frau freiwillig auferlegen, nicht aber andere.

Ein Embryo ist ein potenzieller Mensch, aber noch kein eigentliches Wesen. Es hat darum auch keine Rechte, die durch Dritte durchgesetzt werden müssten.

Heisst dies nun, dass Abtreibungen kollektiv durch eine Krankenversicherung zwangsfinanziert werden müssen? Nein, aus mehreren Gründen: Eine Schwangerschaft ist eine vermeidbare Verhaltensfolge und kein Krankheitsfall. Die öffentliche Finanzierung einer Abtreibung entspricht vielleicht einem inflationär ausgedehnten System sozialstaatlicher Subventionen, widerspricht aber der Zweckmässigkeit einer Versicherung, die auf gesundheitliche Grossrisiken fokussieren soll. Hinzu kommt, dass es anmassend ist, Menschen zur Bezahlung einer Aktivität zu zwingen, die zutiefst gegen ihre persönlichen moralischen Wertvorstellungen verstösst. Dies ist ein nicht zu rechtfertigender Eingriff in die Rechte der Zwangsversicherten.

Was wäre also eine bessere Lösung? An erster Stelle muss die Eigenverantwortung der Frau und ihres Umfelds stehen. Im Falle einer Hilfsbedürftigkeit kommen Angebote freiwilliger, karitativer Unterstützung hinzu. Sollte ein Anbieter zudem eine private Versicherung gegen Schwangerschaften anbieten wollen, so stünde diese Möglichkeit offen.

Pierre Bessard ist Direktor und Stiftungsrat des Liberalen Instituts in Zürich.

unsere Persönlichkeit definiert, reift bis in die zweite Hälfte des zweiten Lebensjahrzehnts.

Am amerikanischen Duke Institute for Brain Sciences untersucht Doraiswamy mit neuesten Technologien die Entwicklung und Alterung des menschlichen Gehirns.

Professor Martin Rhonheimer, Philosoph:

«Wer ist ein Mensch? Das ist die tiefer liegende Frage, die es hier zu beantworten gilt. Es ist eine absurde Annahme zu behaupten, «Menschsein» und «Personsein» seien blosse «Eigenschaften» von Individuen, welche diese erst im Laufe der Zeit, womöglich sogar erst nach der Geburt, entwickelten. Ein Lebewesen, das in einem kontinuierlichen und notwendigen, das heisst: natürlichen Prozess die für menschliche Personen typischen Eigenschaften ausbildet, beweist damit, dass es bereits eine Person ist. Katzen- oder Hundeembryos entwickeln nie die Eigenschaften von Personen. Wäre das menschliche Individuum nicht schon immer eine Person, würde ihm auch die Entwicklung seiner Grosshirnrinde nichts nützen – es sei denn, man wolle den Menschen auf Materie und blosse Biologie reduzieren, wodurch der Mensch zu einem reinen Produkt seiner biologischen Entwicklung würde. Ebenso falsch ist es, zu sagen, die menschliche Person «verkörpere» sich in einem Leib, weil es nämlich ohne Leib die menschliche Person gar nicht gibt. Die sich gegenseitig widersprechenden Reduktionen des menschlichen Personseins entweder auf Materie oder aber auf reine, körperlose Geistigkeit sind beides aus dem Gleichgewicht geratene Residualprodukte eines gescheiterten dualistischen Menschenbildes. Wir müssen neu lernen, die menschliche Person als eine leib-seelische oder, besser: leib-geistige Einheit zu verstehen. Aufgrund dieser Überzeugung sind auch Embryonen und Föten keine nur potenziellen Personen, sondern wirkliche, echte Personen.»

Der Schweizer Opus-Dei-Priester lehrt Ethik und politische Philosophie an der Päpstlichen Universität Santa Croce in Rom.

Yusuf Karadawi, islamischer Prediger: «Muslimische Rechtsgelehrte sind sich einig darin, dass Abtreibung *haram* (verboten) ist, sobald der Fötus vollständig geformt ist und eine Seele erhalten hat. Es ist ein Verbrechen, das Muslimen verboten ist, weil es ein Vergehen gegen ein vollständiges, lebendes menschliches Wesen ist. Juristen bestehen darauf, dass *diyya* (Blutgeld) fällig wird, falls das Baby lebendig abgetrieben wird. Eine geringere Busse ist fällig, wenn es vor der Abtreibung bereits tot ist.

Es gibt allerdings eine Ausnahme. Falls, so sagen die Juristen, mit Sicherheit gezeigt werden kann, dass die Fortsetzung der Schwangerschaft zwangsläufig zum Tod der Mutter führen würde, dann gilt, in Übereinstimmung mit den allgemeinen Prinzipien der Scharia, dass die Abtreibung vorgenommen werden muss. Denn die Mutter ist der Ursprung des Fötus; zudem ist ihr Leben ausgefüllt mit Verantwort-



«Eine einzige Zelle»: Hirnforscher Doraiswamy.

lichkeiten, und sie ist die Säule der Familie. Es wäre unmöglich, ihr Leben für das Leben eines Fötus zu opfern, der noch keine Persönlichkeit entwickelt und der weder Verantwortlichkeiten noch Verpflichtungen zu erfüllen hat.»

Der aus Ägypten stammende Rechtsgelehrte ist ein einflussreicher Vertreter des politischen Islam und hat eine Fernsehsendung auf Al-Dschasira (Zitat aus seinem Buch «The Lawful and the Prohibited in Islam».)

Marianne Binder-Keller, CVP-Grossrätin, Aargau: «Ich halte mich an die christliche Sicht: Ein menschliches Lebewesen entsteht bei der Zeugung, weil es von diesem Augenblick an das ganze Potenzial eines Menschen in sich trägt. Doch ein Mensch ist nicht einfach biologisch definiert, die Menschwerdung hat eine sittlich-ethische Dimension, der Mensch wird zum Menschen, wenn er sich zu einem ganzheitlichen Wesen entwickelt, das moralisch denkt und handelt.»

Babette Sigg Frank, Chefin CVP-Frauen und Präsidentin des Nein-Komitees zur Volksinitiative «Abtreibungsfinanzierung ist Privatsache»: «Zu diesem heiklen Thema kann ich mich nicht kompetent äussern und muss daher absagen. So schad!»

Professor Don Kulick, Anthropologe: «Wie soll ich das wissen? Wie kann es irgendjemand wissen? Diese Frage kann man nur mit weiteren Fragen beantworten: «Wer will das wissen? Aus welchem Grund?» Die Antwort auf diese Frage ist dann ideologisch, also politisch. Heutzutage ist die Frage unauflöslich mit den Frauenrechten verknüpft und wird häufig von Leuten aufgeworfen, welche diese beschränken wollen.»

Der Chicagoer Forscher ist einer der meistbeachteten Anthropologen der USA.

Dr. med. Peter Fehr: «Obwohl ich Fortpflanzungsmediziner bin, beginnt für mich das Menschsein erst mit der Geburt. Täglich habe ich aber mit Embryonen zu tun, die später zu einem Menschen werden können. Mit diesem Leben vor der Geburt müssen wir respektvoll



«Nach 120 Tagen»: IZRS-Frauenbeauftragte Illi.

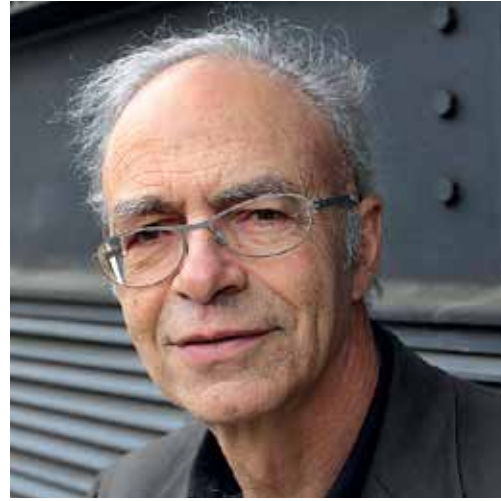
umgehen. Das Gesetz gibt uns hier die rechtlichen Leitplanken vor. Wegen neuer Erkenntnisse der Wissenschaft, technischer Entwicklungen und veränderter Einstellungen der Gesellschaft muss immer wieder neu definiert werden, was Respekt vor ungeborenem Leben bedeutet. Bei Paaren, die nur mit Hilfe der Medizin zu einem Kind kommen, lasse ich mich weitgehend von deren Werthaltungen leiten. Solche Paare sollten zum Beispiel selber entscheiden, ob ich ihre Embryonen nach möglichen genetischen Abweichungen untersuche.»

Der Fortpflanzungsmediziner ist ärztlicher Leiter der OVA-IVF Clinic Zürich.

Viktor Giacobbo, Komiker: «Ich weiss es nicht.»

Gerhard Blocher, ehemaliger Dorfpfarrer, Hallau: «An der Frage «Wann beginnt der Mensch?» ist so ziemlich alles falsch und dumm. Es gibt auf der Erde nichts, dessen Anfang oder Ende man bestimmen könnte. Dies ist die Grundhaltung der Bibel. So kann zum Beispiel das Buch Jona mit dem Wort «und» beginnen. Es ist alles eine Fortsetzung.»

Vitus Huonder, Bischof von Chur: «Ich glaube, was meine Kirche lehrt: Wenn der väterliche Same und die mütterliche Eizelle sich vereinigen, erschafft Gott unmittelbar die unsterbliche Geistseele dieses Menschen. Die Seele bewirkt, dass der aus Materie gebildete Leib ein lebendiger menschlicher Leib ist. Daraus folgt: Auch Embryonen sind menschliche Wesen und Rechtssubjekte. Das Wesen des Menschen und sein Wert ändern sich während seines ganzen Lebens nicht, weder vor noch nach der Geburt. Der menschliche Embryo hat also von Anfang an die Würde, die der Person eigen ist. Ihre Würde und ihr Recht auf Leben müssen vom ersten Augenblick ihrer Existenz an geachtet werden. Die Existenz der Geistseele kann naturwissenschaftlich nicht bewiesen werden. Aber die Erkenntnisse der Embryologie zeigen, dass es von der Zeugung an eine kontinuierliche Ent-



«Falsche Frage»: Ex-Dorfpfarrer Blocher.

«Töten einer Kuh»: Ethiker Singer.

wicklung des individuellen menschlichen Lebens gibt. Wir alle waren einmal im Stadium eines 0,1 Millimeter grossen Embryos, und wenn wir die fantastische Entwicklungspotenz eines solchen Embryos betrachten, müssen wir uns nur gegenseitig anschauen, dann sehen wir, was in einem winzigen Embryo schlummert.»

Francesca Minerva, Philosophin: «Aus philosophischer Sicht ist die Frage viel interessanter, wann eine Person entsteht. Sie ist schwieriger und höchst umstritten. Einige Philosophen, darunter ich, sehen dies erfüllt, wenn ein Individuum (menschlich oder tierisch) in der Lage ist, seinem eigenen Leben einen grundlegenden Wert zuzuordnen, so dass eine Beendigung desselben ihm Schaden zufügen würde. Nach dieser Definition sind nicht alle Menschen Personen, aber einige nichtmenschliche Lebewesen (etwa Primaten) sind es wohl.»

Die Philosophin an der Uni Melbourne hat eine Kontroverse ausgelöst, als sie in einem Artikel das Recht der Eltern postulierte, ihre neugeborenen Kinder zu töten.

Dr. med. Yves Nordmann, Experte für jüdische Bioethik: «Entscheidungen bezüglich Abtreibungen aus jüdischer Sicht sollten immer fallspezifisch getroffen werden, jeweils unter Berücksichtigung der Umstände und gewisser Grundsätze des jüdischen Gesetzes, der sogenannten Halacha. Einen solchen Grundsatz stellt das Prinzip der Heiligkeit und des unendlichen Wertes menschlichen Lebens dar. Rabbi David Bleich aus New York, ein renommierter Spezialist auf dem Gebiet der jüdischen Medizinethik, betont, dass aus jüdischer Sicht jegliche Form menschlichen Lebens als heilig zu betrachten sei, angefangen bei der Bildung des Keimplasmas im männlichen Samen bis hin zum Zerfall des menschlichen Körpers nach dem Tod. Lediglich die jeweils angewandten halachischen Beurteilungen variieren je nach Stadium im Rahmen dieses Kontinuums in zweckmässiger Weise. So spricht die Halacha einem Menschen erst ab der Geburt Personenstatus und volle Rechte zu. Deshalb wird das Töten von ungeborenem Leben aus jüdischer

Sicht zwar nicht als Mord, aber als gravierendes moralisches Vergehen angesehen, da es sich dabei um «potenzielles» Leben handelt. Nur wenn das Leben der Mutter in Gefahr ist, sei es aus körperlichen oder psychischen Gründen, kann eine Abtreibung halachisch akzeptabel sein. Falls möglich, sollte in einem solchen Fall die Abtreibung innerhalb von vierzig Tagen nach der Befruchtung erfolgen, da der Embryo bis zu diesem Zeitpunkt im Talmud einen geringeren Status zugesprochen erhält als danach.»

Der Kinderarzt betreibt eigene Praxen in Basel und Zürich. Er ist Autor des Buches «Zwischen Leben und Tod – Aspekte der jüdischen Medizinethik».

Nora Illi, Frauenbeauftragte des Islamischen Zentralrats Schweiz: «Aus Sicht der islamischen Theologie beginnt das Leben mit der Befruchtung – der Verschmelzung von Samen- und Eizelle. Islamische Gelehrte bezeichnen diesen Moment als Beginn eines Frühstadiums des Werdens, da der Embryo vorläufig noch unbeseelt bleibt. Wie im Koran (Sure 23:13–14) detailliert beschrieben, durchläuft dieser unbeseelte Embryo insgesamt drei Stadien in der Entwicklung – vom Samentropfen (*nutfa*) über den Blutklumpen (*alaqa*) bis zum Fleischklumpen (*mudgha*) –, die jeweils vierzig Tage dauern. Nach diesen 120 Tagen wird ein Engel ihm die Seele (*ruh*) einhauchen. Erst mit dem Einhauchen der Seele beginnt das menschliche Leben mit all seinen Vorherbestimmungen. Am Kongress für islamische Bioethik 1985 in Kuwait hat eine grosse Mehrheit der einflussreichsten islamischen Gelehrten in einem gemeinsamen Beschluss festgehalten, dass das Leben bereits ab seiner Entstehung schützenswert ist und der Mensch kein Recht hat, über seine Entwicklung zu entscheiden. Dieser Beschluss wurde 2012 bestätigt und gilt heute als die theologisch klar überwiegende Meinung.»

Julia Onken, Psychologin und Gründerin Frauenseminar Bodensee: «Über die Beseelung des Fötus existieren aus philosophischer und theologischer Sicht unterschiedliche Theorien. Eine davon geht von der Theorie der Sukzessiv-

beseelung aus, nach der die Beseelung stufenweise stattfinden soll. Ein Fötus habe zuerst eine pflanzliche Seele, dann eine empfindende tierische Seele, erst nach vierzig oder neunzig Tagen habe der Fötus eine vernunftbegabte Seele. Wenn nach der Befruchtung die Zellteilung in der Gebärmutter beginnt, ist also in den ersten Wochen noch kein Körperhaus vorhanden, in das eine Seele einziehen könnte. Mit einem Schwangerschaftsabbruch wird lediglich verhindert, dass sich das zu Werdende entwickelt. Etwa zu vergleichen mit dem Bau eines Hauses: Mit dem ersten Spatenstich ist noch kein Haus vorhanden, in das man einziehen könnte. Karl Rahner, einer der bedeutendsten Theologen des 20. Jahrhunderts, sagte: «Auch dogmatischen Definitionen der Kirche ist nicht zu entnehmen, dass es gegen den Glauben wäre, wenn man annähme, dass der Sprung in die Geistperson erst im Lauf der Entwicklung des Embryos geschieht. Kein Theologe wird behaupten, den Nachweis führen zu können, dass Schwangerschaftsunterbrechung in jedem Fall ein Menschenmord ist.»

Nikolaus Schneider, Präses der Evangelischen Kirche in Deutschland, liess Oberkirchenrat Waske (Referatsgruppe Öffentlichkeitsarbeit im Referat Online und Strategie) mitteilen: «Herzlichen Dank für Ihre Anfrage über das Büro des Ratsvorsitzenden der Evangelischen Kirche in Deutschland. Leider müssen wir Ihnen heute für das angefragte Statement absagen. Wir danken Ihnen für Ihr Verständnis.»

Thilo Sarrazin, Ökonom: «Ich erinnere mich an eine Fahrt in die Bodelschwingsche Heilanstalt in Bethel, die unser Konfirmandenkurs unternahm. Dort gingen wir durch Krankensäle, in denen Schwerstbehinderte in ihren Betten lagen. Zuckende Bündel aus Fleisch und Knochen. Mein bester Freund zur damaligen Zeit hatte einen lebhaften Pudel, dessen Findigkeit und Gelehrigkeit mich immer wieder erstaunte. Recht klar war mir, dass dieser Pudel an Verstand, Einsicht und Gefühl den bedauernswerten Geschöpfen in Bethel weit überlegen war. Wenn man die unsterbliche «Seele» an konkreten Eigenschaften des lebenden Geschöpfes anband, dann hatte der Pudel sie zu einem höheren Grade als geistig Schwerstbehinderte. Diese Stufenfolge lässt sich bis zur Amöbe herunterführen. Entweder ist das gesamte Leben auf der Erde beseelt, oder das, was wir für die unsterbliche Seele hielten, vergeht mit dem Körper. Wollen wir die Menschenwürde retten, können wir sie nicht an konkreten Eigenschaften des menschlichen Lebewesens festmachen, sondern müssen die Unverfügbarkeit der menschlichen Existenz normativ konstituieren. Das ist das schärfste Argument aller grundsätzlichen Abtreibungsgegner, und es führt die Begründung jeder Fristenlösung, rein logisch gesehen, ad absurdum: Wo ist der Unterschied in der Beseeltheit eines gesunden Embryos und eines geistig Schwerst-

Du darfst töten. Oder doch nicht?

Den Spartanern war das Menschenleben nichts wert. Später mahnten die Theologen, abgetrieben wurde trotzdem. Heute kommt das Recht auf Abtreibung vor dem Recht auf Leben. *Von Pirmin Meier*

1964 publizierte die *Weltwoche* einen polemischen Artikel gegen den republikanischen Präsidentschaftskandidaten Senator Barry Goldwater. Der vielverleumdete kalte Krieger, der sich damals schon die Unabhängigkeit der Sowjetrepubliken vorstellen konnte, wird als Vorläufer der fundamentalistischen Wende in der Republikanischen Partei hingestellt. Dabei wurde er zur Zeit von Reagan und Bush senior ein zorniger Kritiker der «Moral Majority» in seiner Partei. Er realisierte früh, dass in Amerika in Sachen Moral eher zu viel des Guten getan wurde. Die Prediger gegen die Abtreibung kritisierte er auch deshalb, weil der Einfluss von Fundamentalisten auf die Politik gegen seine altliberalen Grundsätze verstieß.

Eine «liberale» Abtreibungspolitik gibt es wohl nicht. Bei Fragen von Leben und Tod hört die Toleranz meist dort auf, wo die wahren Meinungsverschiedenheiten beginnen. Auch bei Feministinnen kommt das Prinzip vor dem Menschenleben. Wen interessiert es schon, dass das Menschenrecht auf Abtreibung nicht nur in China bei konsequenter Handhabung auch bedeutet, ein ungeborenes Kind wegen des «falschen» Geschlechts legal und mit mehr oder weniger gutem Gewissen töten zu lassen?

Schwarzers schlechtes Gewissen

Das «gute Gewissen» bei der Abtreibung war bei der Grossaktion von Alice Schwarzer im Jahre 1971 so wichtig, dass das im *Stern* gross aufgemachte Bekenntnis «Wir haben abgetrieben» von 374 deutschen Frauen nicht in jedem Fall der Wahrheit entsprach. Es ist umstritten, ob Schwarzer tatsächlich abgetrieben hat. Wäre das der Fall, wäre der finanzielle Schaden für die Bundesrepublik angesichts der Chancen eines Kindes einer so begabten Frau noch grösser als die dem Staat vorenthaltenen Steuern. Zumindest in dem Fall ist Schwarzer zu einem schlechten Gewissen fähig.

Abtreibung galt in der Schweiz schon seit dem Wirken des Alemannenbischofs Pirmin (gest. 753) als Verbrechen. Die Warnungen des Missionars aus dem Jahre 724 beweisen aber nur, dass schon damals abgetrieben wurde. Der Einfluss von Theologen auf die Sexualmoral wird allenthalben überschätzt, was die historische Volkskunde klar belegt.

Im Gegensatz zum Streit unter Theologen,



Keine Solidarität mit dem ungeborenen Kind: Demonstration für die Fristenlösung, 1975.

wann die Seele entstehe, bestreitet heute niemand, dass es sich beim menschlichen Wesen, das in der zwölften oder allenfalls vierzehnten Schwangerschaftswoche sein Leben verliert, um ein Kind in der fetalen Phase handelt. Es ist so wenig ein blosser Zellhaufen wie ein schlafender Betrunkener, der auf einem Quartierbänklein erfriert. Nur ist der Horror bei der Abtreibung etwas schrecklicher, wenn man denn so genau hinschauen wollte wie im Bericht über die Frauenärztin in der *Weltwoche* vom 23. Januar. Was diese Frau täglich zu tun bekommt, ist nach dem Eid des Hippokrates analog zu den Tränken von Exit und Dignitas keine ärztliche Tätigkeit. Dabei war Hippokrates' Ideologie von der Heiligkeit des Menschenlebens von Pythagoras und seiner Sekte beeinflusst. Kaum etwas war bei Griechen und Spartanern weniger heilig als das Menschenleben.

Ein Spielverderber in der Abtreibungsdebatte ist der australische Ethikprofessor Peter Singer. Seine These, schwer geschädigt auf die Welt kommende Kinder ohne die geringsten Chancen auf ein gesundes Leben in den ersten zehn Tagen nach der Geburt nach spartanischem Brauch beseitigen zu lassen, gilt in der heutigen Mainstream-Ethikdebatte als Skandal. Singers Tabubruch erinnert allzu schmerzlich an die

Willkür der derzeitigen Fristsetzungen bei der legalen Abtreibung. Man will nicht gerne hören, dass der vergebliche Kampf von Reichshebamme Nanna Conti, Ex-Frau des Posthalters von Lugano, gegen die «Vorurteile» der bayrischen Hebammen auf vergleichbarem Niveau wie heutige Diskussionen stattfand. Die Fristenlösung ist derart «liberal», dass auch Begründungen für eine Abtreibung auf der Basis der nationalsozialistischen Weltanschauung mit abgedeckt sind. Das ist selbstverständlich weit weg vom Normalfall.

Der Normalfall lautet: «Jede Frau muss selber wissen, was sie verantworten kann.» Der Grundsatz der totalen Selbstbestimmung über seinen Körper, selbst wenn ein anderer Körper darunter leiden muss, stammt vom frühesten Pionier der Freigabe von Abtreibung, Homosexualität, Pädophilie, Prostitution und Promiskuität: dem Marquis Donatien de Sade, einem Zeitgenossen Rousseaus, auch von Wilhelm Reich und vor dreissig Jahren von deutschen Grünen und Reformpädagogen ernst genommen.

Dass in Sachen Sexualität, ihrer Praxis und ihrer Folgen, jeder selber wissen müsse, was richtig sei, weil es Privatsache ist, hat niemand philosophisch «sauberer» formuliert als de Sade. Als Befreier der Sexualität ging er davon aus, dass Vergewaltigungsoffer und Kinder,

wären sie über ihr Glück aufgeklärt, durchaus mitmachen würden, was letztlich sein Emanzipationsziel war. Auch der Feminismus und der Sozialismus meinen es mit den abgetriebenen Kindern gut: Ungewollte Kinder, erst noch in schlechten sozialen Verhältnissen, wären zu bemitleiden. Es ist besser für sie, nicht geboren zu werden, als zu einem Leben ohne Chancen gezwungen zu werden. Insofern wird dem ungeborenen Kind der höchste linke Grundwert, die Solidarität, auf makabre Weise nicht vorenthalten.

Bischof Büchels groteske Logik

Die linken Grundwerte waren 1973 auch für Bundeskanzler Willy Brandt gemäss Parteiprogramm wegleitend. Nur enthielt er sich bei der Entscheidung für die Einführung der Fristenlösung im Kabinett der Stimme, wie auch katholische sozialdemokratische Minister. Geschlossen wurde das Anliegen von der FDP unterstützt. Willy Brandt war aus Parteidisziplin für die Fristenlösung; Herbert Frahm, wie sein Geburtsname lautete, hatte Vorbehalte. Willy Brandt war nämlich ein uneheliches Kind aus ungünstigen sozialen Verhältnissen. SPD und FDP kämpften für eine Welt, in der möglichst wenig Kindern das grelle Sonnenlicht zugemutet werden musste.

Die Nebenwirkung einer unzeitig lancierten Initiative macht eine Spaltung bei den schweizerischen Kirchen transparent, besonders der katholischen. Da die Initiative wohl abgelehnt wird, möchten sich schweizerische Prälaten wie Bischof Büchel von St. Gallen und Meinungsleader alt Abt Martin Werlen von Einsiedeln nicht ins selbe Boot setzen wie der längst als Unperson ausgegrenzte Churer Bischof Vitus Huonder. Büchels Begründung, die Initiative führe zu sozialer Diskriminierung weniger bemittelter Frauen, entbehrt als Ansicht eines Bischofs nicht einer grotesken Logik.

Noch selten hat ein katholischer Bischof die Analyse von Marx bestätigt, dass Moral von den materiellen Verhältnissen abhängt. Eine Offenbarungseid bedeutet die Abstimmung über eine unzeitig lancierte Initiative für die CVP. Die auffälligste christliche Bekenntnishandlung ihrer neueren Geschichte war vor wenigen Jahrzehnten der Ausstand ihres Jahrhundertstaatsmanns Kurt Furgler als Justizminister in der Abtreibungsfrage. Wer ähnlich denkt, wie heute noch alt Nationalrätin Elvira Bader, steht klar im Abseits. Der Katholik Darbellay ahnt wohl, was auf dem Spiel steht: Wähleranteile! Die konservative Basis droht jetzt schneller zu schmelzen als ein Alpengletscher.



«Kein Menschenmord»: Psychologin Onken.

behinderten? In der römischen und griechischen Antike begann die bürgerliche Existenz des Menschen erst mit der Annahme des Säuglings durch den Vater, Kindesaussetzung war kein Mord. Ähnlich funktionierte die Geburtenkontrolle in vielen Teilen der Welt, etwa im vorindustriellen Japan. Jede Fristenlösung ist nicht besser, sondern legt nur den Zeitpunkt etwas früher. Gibt es eine pragmatische Alternative, die moralisch höher steht? Das sehe ich leider nicht.»

Professor Gottfried Schatz, Biochemiker:

«Die Frage, wann ein «Mensch» beginnt, beinhaltet ein Werturteil und hat deswegen keine eindeutige wissenschaftliche Antwort. Um aus einem befruchteten menschlichen Ei einen Menschen werden zu lassen, braucht es nicht nur die elterlichen Gene, sondern auch die Wechselwirkung mit anderen Menschen: zunächst mit dem mütterlichen Körper und dann mit der engeren Familie, mit Freunden, Lehrern und dem sozialen Umfeld. Diese Wechselwirkungen verändern das Erbgut des heranwachsenden Wesens. Ohne sie würde aus dem befruchteten Ei ein Horrorwesen ohne Sprache, soziales Empfinden und sittliche Verantwortung. Für mich beginnt deshalb die «Menschwerdung» mit dem Einnisten des befruchteten Eis in den mütterlichen Uterus. Wer aber ein tiefgefrorenes befruchtetes menschliches Ei als «Menschen» bezeichnet, verleugnet nicht nur die Erkenntnisse der Biologie, sondern beleidigt auch mein persönliches Menschenbild.»

Rainer J. Schweizer, Professor em. für Europarecht, öffentliches Recht und Völkerrecht an der Universität St. Gallen:

«Die Bundesverfassung legt sich zwar nicht auf einen bestimmten Begriff fest, sieht aber für den Embryo eine Fülle von schützenden Vorgaben vor, die im Zivilrecht, Wissenschaftsrecht, Strafrecht und Medizinrecht umgesetzt werden. Expliziter spricht die von der Schweiz ratifizierte europäische Konvention für Biomedizin und Menschenrechte bei einem Embryo von einem «menschlichen Lebewesen». Diese Auffassung

ist juristisch anerkannt. Wir stellen jedoch fest, dass mit neuen diagnostischen Möglichkeiten mittlerweile eine Schwangerschaft innerhalb der freien Frist auch abgebrochen wird, wenn den Eltern die Augenfarbe nicht passt. Dabei sieht das geltende Recht den Embryo ab dem Zeitpunkt als schutzwürdigen Träger der Menschenwürde, in dem die beiden Zellkerne verschmolzen sind, also etwa 24 Stunden nach dem Eindringen des Spermias in die Eizellen. Es ist allerdings darauf hinzuweisen, dass die neuere medizinische und auch rechtswissenschaftliche Forschung das differenzierter sieht.»

Dr. med. Regina Widmer: «Die Frage, wann das Menschsein beginnt, kann ich nicht beantworten; die Menschwerdung ist ein stetiger Prozess. Ich bedaure, dass die Abstimmung über die Finanzierung von Abtreibungen wieder eine grundsätzliche Debatte zum Schwangerschaftsabbruch ausgelöst hat. Als Ärztin, die sich seit dreissig Jahren für das Recht auf legalen Schwangerschaftsabbruch einsetzt, will ich mich aber nicht um die schwierigen Fragen drücken, die sich dabei stellen.

Die Frage, wann das Leben beginnt, lässt sich einfacher beantworten. Eizellen sind Leben, Spermien sind Leben, eine befruchtete Eizelle ist ein neues Lebewesen. Es hat das Potenzial, sich zum Menschen zu entwickeln, aber auch das beträchtliche Risiko, wegen Fehlern im Bauplan in einem Abort von selber abzugehen. Wer eine Abtreibung vornimmt, tötet also Leben, jedoch für mich nicht einen Menschen.

Zum Menschsein gehören die Menschenrechte. Das bedeutet für mich, dass wir keine Frau zwingen dürfen, einen ungewollten Fötus auszutragen, weil ich weiss, zu welchem Leid für Mutter und Kind dies führen kann. Das wäre für mich zutiefst unmenschlich. Im Dilemma, Leben zu töten, um das Leben der Schwangeren zu schützen, wahre ich die Menschenrechte der Frau.»

Die Gynäkologin führt seit 1997 die Frauenpraxis Runa in Solothurn.

Gottfried Honegger, Künstler: «Ich hatte sechs Leben.

Erstes Leben im Engadin: Ich lebte mit der Natur, mit Kühen. Milch.

Zweites Leben in Zürich: Armut, Proletariat. Faschismus drohte.

Drittes Leben: Ich träumte von einer neuen Gesellschaft. Bildung.

Viertes Leben in New York: Eine Welt von morgen. Entschied mich für die Kunst.

Fünftes Leben: Eine Utopie wird real. Ich schuf ein Kunstzentrum an der Côte d'Azur.

Sechstes Leben: Heute 97 Jahre alt. Leide an der Konsumgesellschaft. Die Kunst ist mein Heilmittel.»

Protokoll: Florian Schwab. Mitarbeit: Alex Reichmuth, Pierre Heumann, Markus Schär.

Menschwerdung eines Scheinheiligen

Bundesrat Johann Schneider-Ammann hat mit einer Briefkastenfirma Steuern in Millionenhöhe gespart, was ihm heftige, aber fehlgeleitete Kritik eingebracht hat. Nicht die Steueroptimierung ist das Problem. Die Briefkastenaffäre könnte sich als segensreicher Wendepunkt erweisen. *Von Christian Mundt*



«Mit gutem Beispiel voran»: Moralist Schneider-Ammann.

Eigentlich ist gar nichts passiert. Die Sendung «Rundschau» des Schweizer Fernsehens berichtete Ende Januar über eine Briefkastenfirma der Ammann-Gruppe, bei der Geld parkiert und verwaltet wurde, um in der Schweiz Steuern zu sparen. Es geht um den Betrieb von Wirtschaftsminister Johann Niklaus Schneider-Ammann – weshalb das Geschäft in den Fokus der Öffentlichkeit rückte.

Schneider-Ammann leitete von 1987 bis zu seiner Wahl in den Bundesrat, 2010, die Firmen-Gruppe (ab 1990 war er auch Verwaltungsrat). Damit trägt er die Verantwortung für die Steueroptimierung durch die auf Jersey domizillierte Tochtergesellschaft Jerfin. 150 Millionen Franken habe Ammann 1996 ins Steuerparadies transferiert. 2009 wurde die Firma wieder aufgelöst und das Geld – in der Zwischenzeit rund 263 Millionen Franken – in die Schweiz zurückgeholt. Soweit bekannt, wurden dabei aber alle

Gesetze eingehalten. Die Vermögen waren gegenüber den zuständigen Berner Steuerbehörden deklariert, die Praxis wurde vom Steueramt abgesegnet. So weit alles legal, so weit alles kein Problem?

Auf makellose Aussenwirkung bedacht

Nicht ganz. Der Stein des Anstosses ist nicht, dass die Ammann-Gruppe ihre Steuerlast senken wollte. Die Gruppe stellt in einer Stellungnahme gegenüber der «Rundschau» richtigerweise fest, dass Steuern ein Kostenfaktor sind und darum von einem wirtschaftlich denkenden Unternehmen möglichst tief gehalten werden müssen. Anstössig ist auch nicht, dass Schneider-Ammann 2009 offenbar «kalte Füße» bekam (wie im heftig moralisierenden Bericht gesagt wird), die Firma auflöste und das Geld in die Schweiz zurückholte. Auch ist es kein Problem, dass das Vermögen nun in ei-

ner Domizilgesellschaft in Bern ebenfalls steuerprivilegiert angelegt ist.

Das Problem ist die Diskrepanz zwischen den Worten und den Taten des stets auf makellose Aussenwirkung bedachten Bundesrats Johann Schneider-Ammann: Der freisinnige Bundesrat gibt sich gerne als feinfühlig, über den Lagern stehender Moralist und Bescheidenheitsprediger, der sich immer wieder mit subtilen Seitenhieben gegen die angeblich von reinen Profitmotiven getriebene Wirtschaft als irgendwie von höheren Idealen beseelter Nicht-Egoist der Öffentlichkeit präsentierte. Als «Patron alter Schule» prangert er Manager und ihre «übereissenen» Löhne an. Nicht nur in der Debatte um die «Abzocker»-Initiative vor einem Jahr und im vergangenen Herbst, als es gegen die sozialistische «1:12»-Vorlage ging, stellte sich der Emmentaler als gutes Beispiel dar, um sich von «den Managern» vorteilhaft abzugrenzen.

Masshalten, Bescheidenheit, Volksnähe

Er habe das von den Juso geforderte Verhältnis von 1:12 in seinem Betrieb «sehr gut» eingehalten, betonte er etwa in Interviews. Das in breiten Bevölkerungsschichten vorhandene Unverständnis gegenüber hohen Löhnen könne er nicht nur nachvollziehen, «ich teile es auch», so der Bundesrat. Am Weltwirtschaftsforum in Davos sprach er im kleinen Kreis den Wirtschaftsführern ins Gewissen, las ihnen die Leviten. Schwere Fehler wie Lohnexzesse hätten zu einem Vertrauensverlust in Bezug auf die Wirtschaft geführt. Es brauche mehr Masshalten, Bescheidenheit und Volksnähe, so die Botschaft des Wirtschaftsministers an die Manager. Wie die *NZZ am Sonntag* berichtete, nervte die Mahnrede die Anwesenden: Wieder einmal seien die Banken als Sündenbock hingestellt worden.

Der Freisinnige Schneider-Ammann gehörte schon früh zu den Kritikern des Finanzplatzes. Konkret geisselte er die Praxis der Banken, ihren Kunden beim Steuersparen zu helfen und «ihre Profite auf Kosten Dritter beliebig zu optimieren». Als Nationalrat stand er hinter dem Vorpreschen seiner Partei und verteidigte ein halbes Jahr vor der Wahl zum Bundesrat die FDP-Weissgeldstrategie, welche bei den Banken und Finanzpolitikern schlecht ankam und für Widerstand und Kopfschütteln sorgte. Als Präsident von Swissmem, dem Verband der Maschinen-, Elektro- und Metallindustrie, ging er auf Konfrontationskurs, in-

dem er den «sauberen Arbeitsplatz» als Vorbild für den Finanzplatz pries.

Dass ausgerechnet er, Johann Schneider-Ammann, raffinierte Konstrukte zum eigenen Vorteil nutzte, macht die Sache pikant. Und lässt den Saubermann eigennütziger aussehen, als das von ihm sorgfältig gepflegte Image glauben machen soll. Seine Beschwörungsformeln, die den selbstlosen Einsatz für den Zusammenhalt feiern, wollen nicht so recht zum kalkulierenden Nutzenvermehrter passen, der seine Millionen ins Ausland schachert, um sie nicht in der Schweiz versteuern zu müssen.

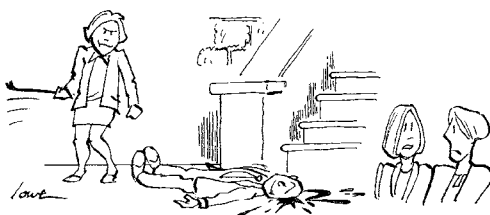
«Einer für alle, alle für einen»

Abermals droht der Moralismus seine Kinder anzuknabbern: In seiner letztjährigen 1.-August-Rede schwadronierte Schneider-Ammann, der Bundesbrief von 1291 sei eine Aufforderung an uns alle, «zusammenzuhalten, zusammenzuarbeiten, solidarisch zu sein». Er wirke «über die Egoisten der einzelnen Täler hinaus (...) Einer für alle, alle für einen». In einer anderen Rede zum Nationalfeiertag warf sich Schneider-Ammann in Pose, um gegen die Versuchungen der europäischen Billigwährung in Zeiten eines teuren Frankens anzupredigen: Man müsse patriotisch handeln und «in der Schweiz einkaufen». Er gehe «selbst-

verständlich mit gutem Beispiel voran». Solche Sätze scheppern und scherbeln hörbar seit den Enthüllungen der letzten Woche.

Mehrfach mahnte der Festredner, dass sich in den vergangenen Jahren etwas in unsere Gesellschaft eingeschlichen habe, das nicht zu den schweizerischen Werten passe. «Nicht überall wurde die Freiheit so mit Verantwortung gelebt, wie es unseren Werthaltungen entspricht», so der Bundesrat. «Ich denke da nicht nur an exorbitante Managerlöhne.»

Schneider-Ammann, der umsichtige Mahner und Verfechter hehrer Werte. Sein Universum wird von überirdischen Altruisten bevölkert, deren Gemüt sich verdunkelt, wenn trübe Anwendungen der persönlichen Wohlstandsmehrung den Menschen befallen. Die Botschaft wurde gern gehört. Als alle Zeitungen auf die



«Immer mehr Paare scheinen sich dieser Tage aussergerichtlich zu einigen.»

Banken eindroschen, waren die bundesrätlichen Belehrungen Schneider-Ammanns wohlfeile Bestätigungen eines Lebensgefühls, gegen das sich damals niemand zu stellen wagte. Dass der Wirtschaftsminister munter mit- und vorverurteilte, obschon weder Bonuszahlungen noch Millionenlöhne, weder Abfindungen noch Gratifikationen in der Schweiz seinerzeit illegal oder Angelegenheit des Staates gewesen wären, ging im allgemeinen Getöse unter.

Die auffällig inszenierte, abgehobene Grati-moral fällt nun allerdings auf ihren pastoralen Urheber zurück. Schneider-Ammann, der Sänger der Selbstlosigkeit, sieht sich nun als der entlarvt, vor dem er immer wieder wortreich warnte: Als ganz normaler, typischer Unternehmer, der auf steuerliche Anreize reagiert und seine Firmen eben dort ansiedelt, wo es betriebswirtschaftlich Sinn ergibt.

Möglicherweise könnte diese Menschwerdung des Scheinheiligen zu einer erfreulichen politischen Umkehr führen. Vielleicht wird die Briefkastenaffäre zum hoffnungsvollen Wendepunkt im Leben dieses Bundesrats. Anstatt dauernd Ideale anzubeten, die er als Berufsmann ohnehin missachtete, könnte Schneider-Ammann endlich die Missstände beseitigen helfen, die ihn als Unternehmer überhaupt erst ins britische Steuerexil getrieben haben. ○

Jetzt ist genug!

Immer mehr
Lohndruck und
Arbeitslosigkeit!



Schweizerische Eidgenossenschaft
Confédération suisse
Confederazione Svizzera
Confederaziun svizra

Stimmzettel für die Volksabstimmung vom 9. Februar 2014

Wollen Sie die Volksinitiative
«Gegen Masseneinwanderung»
annehmen?

Antwort

JA

PC 60-167674-9

www.masseneinwanderung.ch



«Il hinterland del Veneto»: Das vormals idyllische Stabio wird heute täglich von Grenzgängern überschwemmt.

Leben in der italienischen Kolonie

Die Tessiner Grenzstadt Stabio ist ein Magnet für internationale Firmen, die von tiefen Steuern und billigen Arbeitskräften aus Italien profitieren. Die Einheimischen dagegen kämpfen um ihre Jobs und fühlen sich fremd im eigenen Dorf. *Von Lucien Scherrer und Holger Salach (Bild)*

Die Autos stehen Stossstange an Stossstange. Eine endlose Blechschlange wälzt sich im Schritttempo vorwärts, in Richtung Italien. Es ist 17 Uhr im Tessiner Grenzort Stabio, unser Vordermann stoppt seinen Fiat und nutzt die Gelegenheit, seine Frisur im Innenspiegel zu richten, von dem ein Kreuzifix herunterbaumelt.

«So geht das hier jeden Tag», sagt Simona Sala, als sich die Kolonne wieder in Bewegung setzt, «manchmal brauche ich eine Dreiviertelstunde, um meine Tochter von der Arbeit abzuholen.» Sala, eine 40-jährige Verlegerin und Autorin, ist in Stabio geboren und aufgewachsen. Ihr Dorf erkennt sie nicht wieder. Jeden Tag fahren 18 000 Grenzgänger durch Stabio, und die Gemeinde besitzt heute eines der grössten Industriegebiete des Tessins. «Es ist eine Schande, was hier passiert ist», sagt sie, während wir in die Industriezone einbiegen, «aber sehen Sie selbst.» Vor dem Fenster zieht

eine seltsame Landschaft vorbei, eine Mischung aus sowjetischem Industriekonglomerat und Silicon Valley: Müllübersäte Hügel, kaputte Häuser und verlassene Fabriken mit vergilbten Scheiben wechseln sich ab mit prunkvollen, hellerleuchteten Firmensitzen aus Stahl und Glas, dazwischen immer wieder umzäunte Kiesplätze voller Autos mit italienischen Kennzeichen.

Wut auf die «Grenzzaufresser»

Salas Kollegin Barbara, eine Pharmazeutin Mitte 40, sitzt auf dem Rücksitz und schüttelt den Kopf: «Che schifo», ruft sie immer wieder aus, wie hässlich! «Kaum zu glauben, dass das hier einmal ein Paradies war.» Tatsächlich war Stabio vor 30 Jahren ein idyllisches, mediterranes Dorf, umgeben von Wiesen und weidenden Pferden; «Toscana der Schweiz» wurde das Gebiet des Mendrisiottos südlich des Luganersees

einst genannt. «Il hinterland del Veneto», den Hinterhof Venetiens, nennen es die Einheimischen heute mit grimmigem Spott. Insbesondere Stabio hat sich zu einem Mekka für die traditionell in Venetien verankerte Modebranche und andere Betriebe entwickelt. Dreissig Firmen, darunter Ermenegildo Zegna, Hugo Boss und VF Corporation (Timberland, North Face u. a.) sind in den letzten Jahren nach Stabio gezogen, wo sie von einer effizienten Verwaltung und tiefen Steuern profitieren – und wo sie sich dank der Personenfreizügigkeit mit billigen Arbeitskräften aus dem krisengeschüttelten Italien versorgen können.

Die Folge: Das Dorf wird von Grenzgängern überschwemmt. 4500 Einwohner stehen heute einem Heer von ungefähr gleich vielen *frontalieri* gegenüber, die rund 80 Prozent der 5400 Arbeitsplätze im Dorf besetzen. Auch das Dorf selber wächst seit 2004 um 100 bis 150



eine Infrastruktur, die es sonst nur in Städten gibt.» Da die Unternehmen inzwischen die Hälfte des Budgets tragen – im letzten Jahr steuerten sie 7 von 14 Millionen bei –, konnte die Gemeinde den Steuerfuss auf 65 Prozent senken. Mit den Einnahmen hat sie kürzlich zwei Schulhäuser saniert, sie leistet sich Schmankerl wie zusätzliche Betreuer für die Schulkinder, darunter ein Eselchen, wie Cavadini stolz vermerkt. Überhaupt würden die Einheimischen in seinem Dorf nicht aus dem Arbeitsmarkt gedrängt, die Arbeitslosenzahlen seien stabil, die Sozialkosten ebenfalls.

«Schwer, da reinzukommen»

Tatsächlich weist das Mendrisiotto im kantonalen Vergleich eine tiefe Arbeitslosenquote auf, die 2013 im Jahresdurchschnitt nur leicht angestiegen ist, von 4,1 auf 4,3 Prozent. Was die Sozialkosten betrifft, kann (oder will) Cavadini keine Zahlen liefern. Sicher ist: Im Gegensatz zum Dienstleistungssektor, der zunehmend von Grenzgängern in Beschlag genommen wird, gibt es in der Modebranche keinen Verdrängungseffekt, weil die meisten Firmen zugezogen sind. Dass die Betriebe damit neue Arbeitsplätze für Einheimische schaffen, darf trotz einiger vollmundiger Ankündigungen bezweifelt werden. So erklärte der amerikanische Konzern VF Corporation vor seinem Umzug nach Stabio, man werde «150 neue Arbeitsplätze schaffen». Insgesamt arbeiten heute über 600 Personen bei VF. Wie viele davon Schweizer sind, behält die Firma für sich. Nur so viel verriet sie kürzlich dem Tessiner Fernsehen: Die Schweizer seien die «drittgrösste Gruppe», hinter den Italienern und den Briten. Sprich: Es könnten hundert sein, aber auch drei. Und die Frage, ob mit «Schweizern» auch Ausländer gemeint sind, die ins Tessin gezogen sind, lässt VF offen.

Andere Firmen wie Zegna sagen überhaupt nichts, wobei in der Bevölkerung gemunkelt



«Alles aus dem Gleichgewicht»: Cavadini (FDP).

wird, dass dort kein einziger Tessiner arbeite. «Für Schweizer ist es sehr schwer, in solche Firmen reinzukommen», sagt der Präsident der Grünen Partei, Sergio Savoia, «sie können lohnmassig schlicht nicht mithalten mit den Italienern.» Vor einem Jahr stellte Savoia dem Tessiner Staatsrat mehrere Fragen: «Wie viele

Stellen schaffen Firmen wie VF? Wie viele Lehrlinge bilden sie aus? Berücksichtigen sie das lokale Gewerbe?» Die «Antwort» der Regierung: Wegen des Amtsgeheimnisses könne man zu all dem leider nichts sagen.

Luca Albertoni, Leiter der Tessiner Handelskammer, schätzt, dass die von Grenzgängern dominierte Modebranche dem Kanton jährliche Steuereinnahmen von 90 Millionen Franken einbringt. Die Frage, was das der Bevölkerung angesichts von Staus und steigenden Kosten für die Infrastruktur unter dem Strich bringe, beantwortet Albertoni so: «Ich nehme an, dass der Effekt positiv ist. Genaue Zahlen hat aber niemand.»

Für Simona Sala und ihre Kollegin Barbara ist die Antwort klar. «Ich würde lieber etwas mehr Steuern bezahlen, als *das* hier vor der Haustüre zu haben», sagt sie, «und noch lieber hätte ich einen Job.» Barbara ist im letzten Mai entlassen worden, nachdem ihr Arbeitgeber – ein Medikamentenvertrieb im Mendrisiotto – von einem ausländischen Unternehmen übernommen worden war. Die neuen Besitzer stellten sie vor die Wahl: zum halben Lohn arbeiten oder gehen. «Heute teilen sich zwei voll angestellte Italienerinnen meinen Lohn», erzählt sie. Am Ende war sie die einzige Einheimische unter fast 30 Mitarbeitern, die vornehmlich aus Italien stammten und sich über die «kleine Schweizerin» mokierten. In Stabio hat sie schon alle Firmen angeschrieben, aber niemand hat einen Job für sie. «Es ist schlimm für uns», sagt sie, «ich komme mir vor wie in einer italienischen Kolonie.»

Leuthard forciert Italien-Spende

Über eines herrscht in Stabio Konsens: Mit einem Land wie Italien, das im Würgegriff einer kapitalen Wirtschaftskrise und einer ineffizienten Bürokratie steckt, ist die Personenfreizügigkeit in der heutigen Form untauglich. Denn während Italien seine Arbeitslosen in die Schweiz exportiert, haben Tessiner Firmen und Arbeitskräfte kaum Zugang zum italienischen Markt. «Es ist alles aus dem Gleichgewicht geraten», sagt Sindaco Cavadini, «und Italien foutiert sich um Verträge.»

Der beste Beweis dafür liegt in der Industriezone von Stabio. Hier ist eine neue Bahnlinie im Bau, die das Mendrisiotto mit den italienischen Städten Gaggiolo und Varese verbinden soll, um den Autoverkehr einzudämmen. Die Schweizer werden zum Eröffnungstermin Ende 2014 alles fertig gebaut haben, doch in Italien stehen die Arbeiten schon lange still – entgegen allen vertraglichen Abmachungen. Dennoch will Bundesrätin Doris Leuthard (CVP) den Italienern 120 Millionen Euro spendieren, damit sie ihr Bahnnetz ausbauen können. Für die Bewohner von Stabio ist das ein Hohn. «Die werden mit dem Geld machen, was sie wollen», sagt Simona Sala, «und uns bleibt der Autoverkehr.» ○

Personen, denn wer es sich leisten kann, zieht in die Schweiz.

Stabio ist nur ein Symptom für eine Entwicklung, unter der das ganze Tessin leidet. Seit der Einführung der Personenfreizügigkeit ist die Zahl der italienischen Grenzgänger im Kanton sprunghaft angestiegen, von 30 000 auf 60 000. Während die Wirtschaft von billigen Arbeitskräften profitiert, leiden die Einheimischen unter Lärm, Verkehrschaos, Konkurrenz am Arbeitsplatz, steigenden Mieten und Sozialkosten. Einheimische werden durch Italiener ersetzt, und für Jugendliche wird es immer schwieriger, eine Lehrstelle zu finden.

Die Probleme sind derart gravierend, dass selbst die Tessiner Grünen die Masseneinwanderungsinitiative der SVP befürworten. In Stabio ist die Stimmung in Sachen Personenfreizügigkeit am Gefrierpunkt angelangt. Auf die *maïaramina* («Grenzzaunfresser», abschätziger Begriff für Italiener) zu schimpfen, ist hier ein Volkssport. «Natürlich verstehe ich die Italiener, dass sie hier arbeiten wollen», sagt Simona Sala, «aber was haben wir davon?»

Der Bürgermeister von Stabio, Sindaco Claudio Cavadini (FDP), hört diese Frage in letzter Zeit oft. Doch für ihn ist die Entwicklung seiner Gemeinde eine Erfolgsgeschichte. «Wir profitieren von tiefen Steuern und leisten uns

«Harmonie sehe ich positiv»

Wird die Schweiz unregierbar? Der Berner Politologe Adrian Vatter zeigt in seinem neuen Buch, wie sich die Schweizer Politik wandelt: Die Integration der SVP mit Christoph Blocher im Bundesrat scheiterte, der Kampf zwischen links und rechts führt zu Blockaden. *Von Markus Schär und Fabian Unternährer (Bilder)*

Herr Vatter, war früher in der Schweizer Politik alles besser?

Das kommt darauf an, wann für Sie früher war: vor 150, 50 oder 20 Jahren?

Nehmen wir mal 20 Jahre, also die gute alte Zeit, als wir jung waren.

Damals fing die neueste Phase an, die bis heute dauert. Ich sage nicht, dass bis Ende der achtziger Jahre alles besser war. Aber die Institutionen und das politische Verhalten waren damals in unserem System besser aufeinander abgestimmt.

Was heisst das auf Laiendeutsch?

Wir haben bis heute einerseits Institutionen, die uns zur Konkordanz verdammen, also die direkte Demokratie mit Initiative und Referendum, die uns zwingen, möglichst viele Akteure einzubeziehen, damit sie nicht Entscheide blockieren, sowie zusätzlich föderale Schutzmechanismen wie den Ständerat und das Ständemehr, die den Minderheiten ein Vetorecht geben. Und wir haben andererseits eine politische Elite, die sich in vielen Bereichen nicht mehr konkordant verhält.

Ist das schlimm?

Ich will nicht übertreiben, bisher kam es nur in vereinzelt Fällen zu Blockaden. Scherbenhaufen wie bei den AHV- und IV-Revisionen sind nach wie vor die Ausnahme. Aber wir spüren die Spannungen bei den unheiligen Allianzen zwischen links und rechts im Parlament oder bei den häufigeren Erfolgen von Volksinitiativen. Unser System ist jedenfalls schwieriger zu steuern als in der Nachkriegsperiode der 1950er bis 1980er Jahre. Diese lässt sich als goldenes Zeitalter der Konkordanz bezeichnen.

Sie schreiben in Ihrem Buch, es bestünden Zweifel, dass die Schweiz noch ein Musterbeispiel der Konkordanzdemokratie sei.

Ja, das meine ich. Unsere Institutionen sind zwar erstaunlich stabil, etwa was die grosse Regierungskoalition oder das Proporzprinzip beim Verteilen der Ämter anbetrifft. Der Proporz ist sogar ausgeprägter, früher stellte die FDP die Mehrheit der Chefbeamten. Aber im Verhalten der Politiker erkennen wir einen schwächeren Willen zur Konkordanz und zum gütlichen Einvernehmen.

Sie warnen: «Diese Entwicklung lässt wenig Gutes verheissen.» Geht unser Staat bachab?

Wir klagen natürlich auf hohem Niveau, gerade im internationalen Vergleich. Nein, ich fürchte keinen Zusammenbruch des politischen Systems, sondern verstärkte Spannungen. Aber ich hoffe, dass sich die Zusammenarbeit der Regierungsparteien wieder verbessert, und ich sehe, dass sie sich teilweise schon verbessert hat.

Und an allem ist Christoph Blocher schuld?

Nein. Das wäre eine viel zu einfache Antwort.

Sie schreiben aber ganz viel über ihn, was sich so verstehen lässt.

Blocher war in den beiden letzten Jahrzehnten die prägende Person der Schweizer Politik. Das ist das Ausserordentliche an ihm: Es ist für unser System völlig untypisch, dass eine einzelne Person die Politik so entscheidend prägt.

Sie verleihen Blocher mehrmals das Attribut «charismatisch». Diese Qualität ist eigentlich in der Schweizer Politik nicht vorgesehen.

Genau. Blocher ist eine Ausnahmeerscheinung. Sie kennen den Film «L'expérience Blocher» sicher auch. Ich schaute den Film von Jean-Stéphane Bron mit den Studierenden an. Da erkennt man, welchen Einfluss Blocher in den letzten zwanzig Jahren auf die Schweizer Politik hatte. Er spielt in meinem Buch deshalb eine wichtige Rolle, weil

«Der Bundesrat ist die Black Box der Schweizer Politik: Wer spannt mit wem zusammen?»

er für den Wandel steht, der stattgefunden hat: für die Polarisierung mit heftigen Auseinandersetzungen innerhalb des Parteienwettbewerbs.

Sie schreiben im Buch: «Die auf Konkordanz, Kompromiss und Konsens ausgerichtete Kollegialregierung vertrug sich nur schlecht mit dem auf Populismus, Provokation und Parteiprogrammatik ausgerichteten Stil von Christoph Blocher.» Wessen Fehler war das?

Ich würde nicht von Fehlern sprechen, sondern vielmehr von einer Dysfunktionalität. Blocher brachte einfach die Parteipolitik in den Bundesrat und legte seine Rolle als Oppositionsführer im Kollegium nicht ab. Ich führte ein halbes Dutzend Interviews mit alt Bundesräten. Es war eindrücklich, wie mir

alle übereinstimmend sagten, zu welchem Kulturwandel im Bundesrat die Wahl von Blocher 2003 geführt hatte.

Er sprach einfach wie schon zuvor als Einziger die Tabuthemen an: Asyl, Ausländerkriminalität, Missbrauch der Sozialwerke, Explosion der Verwaltung.

Richtig, allerdings nur jene, die mit seinem Parteiprogramm übereinstimmten und Erfolg an der Urne versprochen. Das stiess seinen Kollegen im Bundesrat gemäss meinen Gesprächen vor allem auf.

Veröffentlichen Sie diese Gespräche?

Ich habe alle transkribiert, aber ich publiziere sie nicht ohne Zustimmung der Befragten. Das habe ich allen Gesprächspartnern zugesichert. Der Bundesrat ist ja die Black Box der Schweizer Politik: Wie laufen die Sitzungen ab? Wie kommen die Entscheide zustande? Wer spannt mit wem zusammen? Darüber wissen wir wenig. Ohne das Vertrauen, dass ich nichts direkt veröffentlichte, hätte mir kein ehemaliges Regierungsmitglied etwas dazu gesagt.

War es falsch, Blocher in den Bundesrat zu wählen?

Das Parlament ging davon aus, ihn zähmen zu können: Das System ist stärker als eine Person. Er verweigerte sich aber der Erwartung, dass er unabhängiger von der Partei politisieren würde. Er konnte oder wollte nicht aus seiner Haut schlüpfen. Ich würde den Entscheid, ihn zu wählen, nicht als falsch bezeichnen. Es war ein sehr interessantes Experiment, und einen Versuch war es wert. Aber das Konkordanzsystem, in dem sich – anders als beispielsweise im britischen System – nicht einfach das Parteiprogramm durchsetzen lässt, funktionierte mit dem Oppositionsführer Blocher in der Regierung tatsächlich nicht.

Er löste auch positive Veränderungen aus.

Er hatte den Anspruch, nicht nur als Departementschef seinen Laden nach dem Prinzip der gegenseitigen Nichteinmischung zu führen, sondern sich als Bundesrat auch zu allen anderen Dossiers zu äussern. Das war im Prinzip gut und wichtig, aber unbequem für die anderen Bundesräte. Es hinterliess auch Spuren, bis heute.

War es richtig, Blocher 2007 wieder abzuwählen?

Was heisst: «War es richtig?» Es war ein Experiment, das offenbar jene Mehrheit als gescheitert betrachtete, die ihn abwählte. Ich



«Wir klagen auf hohem Niveau»: Politologe Vatter.

will nicht einseitig Schuld zuweisen, es gab auch andere Alphas, welche die Zusammenarbeit schwierig machten. Aber um das Vertrauen im Bundesrat wieder zu stärken und sein Funktionieren zu sichern, war es wohl richtig, dass Blocher nicht mehr dabei war. Das heisst jedoch nicht, dass es sinnvoll ist, wenn die SVP keinen oder nur einen Bundesrat stellt.

Sie müsste eingebunden werden wie die Katholisch-Konservativen, die mit den Oppositionsstürmen der 1880er Jahre die Schweizer Politik lahmlegten.

Die Einbindung der SVP misslang bisher: Der Sturm der Opposition schwappte mit Blocher in den Bundesrat. Die SVP konnte deshalb diesen Sturm nach seiner Nichtwiederwahl gar nicht mehr steigern. Das zeigte das damalige Verhalten im Parlament: Die

«In der Bundesverwaltung ist das Verständnis für die EU zweifellos grösser als in der Bevölkerung.»

SVP-Vertreter stimmten nach der Abwahl von Blocher nicht anders als vorher – sie blieben gleichzeitig Regierungspartei und Fundamentalopposition. Jetzt sind wir in einer Zwischenphase. Das Ziel muss es sein, die SVP, mit einer anderen Person wieder voll zu integrieren und ihr damit als grösster Partei wieder mehr Verantwortung zu übertragen.

Blocher hält seit vierzig Jahren die Einzigartigkeit der Schweiz hoch.

Ja, er kämpft aus seiner Überzeugung heraus für die traditionelle, konservative Schweiz.

Nicht nur das, er verteidigt jene Werte, die auch Sie würdigen: direkte Demokratie, Föderalismus, Souveränität. Ohne Blocher wäre die Schweiz schon lange in der EU.

Das ist eine interessante Frage. Wir wären sicher im EWR, bei der EU würde ich aber ein grosses Fragezeichen setzen.

Warum? Selbst SVP-Bundesrat Adolf Ogi sprach vom EWR als einem «Trainingslager» für die EU.

Ja, aber auch andere Personen oder Gruppierungen haben sich gegen einen EU-Beitritt gewehrt. Denken Sie beispielsweise an den FDP-Nationalrat und Gewerbeverbandsdirektor Otto Fischer und die Rechtsausserparteien.

Die FDP kämpfte in den neunziger Jahren nicht mehr auf der Linie von Otti Fischer.

Das ist richtig, aber jemand wäre in die Lücke gesprungen. Schauen Sie die Studien an, die zu belegen versuchen, wie viel Autonomie und direkte Demokratie wir in der EU verlieren würden. Andere Gruppierungen hätten diese Argumente aufgenommen und das politische Vakuum rasch gefüllt. Heute

Raus mit der SVP

Ein Genfer Politologe fordert bei einem Ja zur Einwanderungsinitiative eine neue Regierung. Von Markus Schär



«Isoliert und radikalisiert»: Politologe Sciarini.

In der Schweiz komme es zur Krise, wenn Volk und Stände am Sonntag der Masseneinwanderungsinitiative zustimmen, so Professor Pascal Sciarini. Die Schweizer Politologen trafen sich letzte Woche zu ihrem Jahreskongress in Bern. «Schweizer Politik im Umbruch?», fragte die Veranstaltung, auch in einer Podiumsdiskussion mit dem Genfer Politologen Sciarini. Er beschwor schwere Turbulenzen für die Schweiz herauf: Mit einem Ja zur Initiative der SVP spräche das Volk dem Bundesrat sein Misstrauen aus, also käme es zur Regierungskrise – «und akzeptieren wir noch eine Partei, die eine Krise provoziert hat?»

Für Pascal Sciarini steht die Antwort fest. Er spricht sich seit Jahren für die «kleine Konkordanz» aus. Siner Meinung nach stösst das Schweizer Regierungssystem an Grenzen. Seit Einführung von fakultativem Referendum (1874) und Initiative (1891) muss das Parlament jene grossen Oppositionsgruppen, die in Volksabstimmungen die Gesetzgebung lahmlegen können, in den Bundesrat einbeziehen. So bekamen 1891 die Katholisch-Konservativen (heute CVP) und 1943 die Sozialdemokraten ihren ersten Vertreter in der Landesregierung. 1959 entstand die Zauberformel, die 44 goldene Jahre lang hielt: FDP:

2, CVP: 2, SP: 2, SVP: 1. In der Schweiz regierte so länger als ein Jahrhundert eine grosse Koalition, meist mit deutlich mehr als achtzig Prozent der Sitze in der Bundesversammlung.

«Schampar unbequeme Opposition»

Dass die Sozialdemokraten öfter mal ausscherten – ihr damaliger Präsident Helmut Hubacher bezeichnete es als «schampar unbequeme Opposition» –, störte die erdrückende bürgerliche Mehrheit nicht. Wohl aber, dass Christoph Blocher seit der Abstimmung über den EWR-Beitritt von 1992 den Bürgerblock spaltete und auch die SVP auf Oppositionskurs brachte. Für Pascal Sciarini war die politische Konkordanz im Bundesrat «klinisch tot», seit sie unter dem «Doppelspiel zwischen Regierungsverantwortung und Oppositionspolitik» sowohl der SP als auch der SVP litt. «Zwischen 1995 und 2003 stellte sich eine der beiden Parteien in drei von vier Volksabstimmungen gegen die Meinung des Bundesrates», rechnete der Politologe in der NZZ vor. «Diese Situation hat sich in der Legislatur von 2003 bis 2007 noch verschärft, da die Landesregierung in neun von zehn Urnengängen mit der Opposition von entweder SVP oder SP zu kämpfen hatte.» Mit der Wahl Christoph Blochers scheiterte das Experiment, die SVP stärker in die Regierungsverantwortung einzubinden (siehe Interview).

«In Zeiten der Polarisierung verdient die <grosse Konkordanz> ihren Namen nicht mehr, ihre Nachteile häufen sich», stellte Pascal Sciarini schon vor drei Jahren fest. Deshalb wirbt er für eine «kleine Konkordanz», ohne eine der beiden Polparteien. Welche, ist für den Professor klar: Die SVP habe sich «zunehmend isoliert und radikalisiert», sie gewinne mit ihrer Opposition Wählerstimmen auf Kosten der konstruktiven Kräfte und verführe das Volk mit der Masseneinwanderungsinitiative zu einem fatalen Fehler. Deshalb könne es in der Krise nur ohne SVP weitergehen.

Ausgerechnet eine promovierte Politologin aus der CVP widersprach bei der Podiumsdiskussion. Ein Ja des Volkes zur SVP-Initiative wäre zu respektieren, sagte die Urner Regierungsrätin Heidi Z'graggen: «Wir kommen nicht zur Konkordanz, wenn wir die stärkste Partei bestrafen.»

sagen in Umfragen ja achtzig Prozent, ein EU-Beitritt komme nicht in Frage. Das Thema ist also vom Tisch.

Das war vor zwanzig Jahren noch anders.

Ja, aber in der Deutschschweiz gab es nie eine klare Mehrheit für den EU-Beitritt. In der Westschweiz sah es anders aus. Angesichts des Ständemehrs hätte es für die Zustimmung aber immer 55 bis 60 Prozent gebraucht, das ist eine sehr hohe Hürde.

Sie stellen fest, dass der Bundesrat als Regierung immer schwächer wird. Das kommt doch davon, dass jeder Bundesrat nur noch Sprachrohr seines Departements ist.

Es stimmt: Bei den Rollen der Bundesräte – einerseits als Mitglied einer Kollegialbehörde, andererseits als Vorsteher eines Departements – hat sich die Balance verschoben. Aufgrund der Polarisierung verlieren aber der Bundesrat und mit ihm auch die Verwaltung zumindest in der Innenpolitik wieder an Einfluss. Früher konnte man davon ausgehen, dass die Vorlagen den parlamentarischen Debatten standhielten, die Verwaltung, Verbände und Parteien in der Vernehmlassung untereinander ausgemacht hatten. Heute bricht das Parlament die Kompromisse wieder auf und setzt seine eigenen Akzente.

Am liebsten schreibt die Verwaltung Gesetze bei der EU ab.

So einfach ist es nicht. Aber klar: Verschiedene Studien zeigen, welchen grossen Einfluss die EU-Gesetzgebung und internationales Recht auf die Schweizer Politik haben.

Schliessen wir uns unter Zwang oder aus freiem Willen an?

Was heisst: unter Zwang? Es geht ja häufig um die Kompatibilität des Rechts und den Abbau von Hindernissen. Die Wirtschaft fordert dies, um den Handel mit der EU zu vereinfachen. Wieweit wir tatsächlich EU-Recht übernehmen müssen, ist schwierig zu überprüfen, doch der Druck zum raschen Nachvollzug besteht. Dass es in Einzelfällen vorauseilenden Gehorsam gibt, lässt sich aber kaum bestreiten.

Die Einzigen, die noch in die EU wollen, finden sich in Bundesbern.

In der Bundesverwaltung ist das Verständnis für die EU zweifellos grösser als in der Bevölkerung. Das kommt daher, dass die Bundesverwaltung mit der EU viel engere Kontakte hat und manchmal auch unter Druck ist.

Dazu fühlt sich die Bundesverwaltung der EU-Bürokratie geistig nahe.

Sicher herrscht da eine gewisse Verwaltungsmentalität, das lässt sich nicht abstreiten. Aber die Nähe ist nicht mehr so ausgeprägt wie vor zehn Jahren. Die EU-Krise hat Spuren hinterlassen. Wer mit Leuten aus der Verwaltung spricht, hört auch sehr kritische Meinungen.



«Ausnahmeerscheinung»: Blocher.

Geht es heute, vor allem mit der sanften Annäherung an die EU, im Bundesrat nicht viel zu harmonisch zu?

Wir sollten die Geschichte des Bundesrates durchaus kritisch anschauen. Auch vor 2003 gab es Phasen, in denen sich Bundesräte nicht ausstehen konnten. Aber wenn Harmonie jetzt bedeutet, dass sich die Bundesräte wieder mehr vertrauen, dass sie zusammenarbeiten und auch einmal nachgeben, sehe ich das positiv. Ich habe allerdings den Eindruck, dass es nicht mehr so ist wie früher und dass es in Zukunft auch nicht mehr so sein wird. Früher gab es kaum formelle Mehrheitsentscheidungen, seit 2003 gibt es sie. Dem Bundesrat fehlt oft die Zeit, um vertieft nach breitabgestützten Lösungen zu suchen, mit denen alle einigermaßen leben können. Die Arbeitsbelastung ist viel höher als vor dreissig Jahren, und zudem sind die Regierungsparteien heute dem Bundesrat gegenüber deutlich weniger loyal.

Sie schreiben, die Schweiz habe eines der «polarisiertesten» politischen Systeme Europas.

Diese Aussage stützt sich auf eine Studie von Andreas Ladner und seinen Mitarbeitern. Sie kommt zum Schluss, dass es in Europa kein anderes Land gibt, wo die grösste linke und die grösste rechte Partei ideologisch so weit auseinander liegen. Die SP Schweiz steht ja interessanterweise nicht auf der Position der SPD, sondern auf jener der postkommunistischen Partei Die Linke, und die SVP kommt der rechtspopulistischen Partei für die Freiheit von Geert Wilders in den Niederlanden am nächsten. Wenn die Diskrepanz in der Regierung und im Parlament so gross ist, kann die geschwächte Mitte kaum mehr dafür sorgen, dass die Konkordanz funktioniert.

Die SPS kann es sich leisten, eine der linken sozialdemokratischen Parteien Europas zu sein. Sie wäre auch mit fünfzehn Prozent noch in der Regierung.

Das ist so. Es gibt in der Schweiz den Druck hin zur Mitte – also zur Mehrheitsfähigkeit – nicht, unter dem die SPD unter Gerhard Schröder oder Labour unter Tony Blair standen. Und die Polarisierung hat sogar noch zugenommen. Das würde im Prinzip wenig ausmachen, wenn wir eine starke Mitte hätten, aber wir haben sie nicht. Meine Hauptthese ist deshalb: Die zentrifugalen Kräfte fördern die Instabilität unseres Systems. Denken Sie etwa an die Bundesratswahlen: Sie entwickeln sich zur Lotterie.

Sie zeigen, dass es vermehrt erfolgreiche Mitte-links-Allianzen gibt. Dabei haben CVP und SP ja die Wahlen verloren. Das ist doch eine perverse Situation.

Daran ist die SVP zum Teil selber schuld. Wir sehen einen Teufelskreis: Die SVP weiss, dass sie viel attraktiver auftreten kann, wenn sie im Parlament auf der reinen Lehre beharrt, statt Kompromisse einzugehen. Bei CVP und FDP ist es umgekehrt: Sie müssten versuchen, Profil zu gewinnen. Das würde vielleicht wieder Wahlerfolg bringen, aber für die konstruktive Mehrheitsfindung und das Konkordanzsystem wäre es nicht von Vorteil. Das heutige System – mit dem permanenten Wahlkampf – belohnt jene Parteien, die keine Kompromisse schliessen, sondern Vorlagen versenken, um sich nach aussen zu profilieren.

Geht die Zersplitterung der Mitte weiter?

Das glaube ich nicht, sie ist ja schon sehr ausgeprägt. Ich kann mir nicht vorstellen, dass noch weitere Parteien auftreten. Ich gehe eher davon aus, dass eine gewisse Konsolidierung stattfindet. Wenn die CVP nochmals drei Prozent verliert, stellt sich die Frage, ob sie überhaupt noch eine Vertretung im Bundesrat stellen kann. Der Leidensdruck ist jetzt noch etwas zu klein, aber er wird nach den nächsten Wahlen zunehmen.



Was raten Sie den Mitteparteien?

Insbesondere die CVP sollte stärker mit der BDP zusammenspannen.

Das macht sie doch schon.

Aber zu wenig konsequent. Die beiden Parteien müssten bei den Nationalratswahlen als politische Union nach dem CDU/CSU-Modell auftreten. In den meisten Kantonen sollte also nur die CVP oder die BDP antreten. Sie ergänzen sich konfessionell, sprechen aber sonst eine ähnliche Wählerschaft an. Nur in den zwei, drei Kantonen, in denen das nicht funktioniert, müssten sie sich zusammenraufen. Aber das ist natürlich in unserer föderalen Landschaft alles andere als einfach. Im Moment kann ich mir deshalb diese enge Kooperation noch nicht vor-

«Es gibt in Europa kein Land, wo die grösste linke und die grösste rechte Partei so weit auseinander liegen.»

stellen, dabei hat die CVP ein Druckmittel, wenn BDP-Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf nochmals antreten will.

Es wäre doch die Rückkehr zur Normalität, wenn es im Bundesrat keine Mitglieder ohne Machtbasis mehr gäbe.

Das sollte die mittelfristige Entwicklung sein. Das Problem ist ja heute, dass Bundesrätin Widmer-Schlumpf keinen Rückhalt im Parlament hat. Entweder müssen CVP und BDP fusionieren. Oder das Parlament muss die SVP wieder voll integrieren, mit Persönlichkeiten, die auf dem schmalen Grat zwischen Parteipolitik und Kollegialitätsprinzip gehen können, wie es Ueli Maurer vormacht. Es braucht aber darüber hinaus einen Grundsatzentscheid: Wie geht man mit dem siebten Sitz um? Und wer bekommt ihn nach welchen Regeln?

Wird die Schweiz unregierbar, wenn nichts geschieht?

Nein. Die Schweiz hat zwar ein enges institutionelles Korsett, aber gleichzeitig auch ein sehr flexibles System. Sie ist nicht wie eine parlamentarische Demokratie, bei der eine Regierung ohne Mehrheit nicht regieren kann. Es braucht deshalb sehr, sehr viel, bis unser System unregierbar wird. Davon gehe ich in absehbarer Zeit nicht aus. Aber es wird weiter Spannungen geben bei der Regierungsbildung sowie Blockaden bei wichtigen Vorlagen – das werden wir häufiger erleben.

Adrian Vatter, 49, ist Professor und Direktor am Institut für Politikwissenschaft der Universität Bern. Er hat soeben sein Handbuch «Das politische System der Schweiz» veröffentlicht.

Vom Vater zu den Söhnen

Das Privileg, eine günstige Wohnung der Stadt Zürich mieten zu dürfen, ist sogar vererbbar. Selbst wenn es sich bei den Nutzniessern um die Erben einer Hotelier-Dynastie handelt.

Von Christoph Landolt



«Familiendition»: Hotel-Erbin Manz mit ihren Zwillingen.

Wie ist es möglich, dass Millionäre in Wohnungen unterkommen, welche die Stadt zwecks Förderung der «sozialen Durchmischung» zu konkurrenzlos günstigen Konditionen anbietet? Diese Frage ist in Zürich Stadtgespräch, seit der *Tages-Anzeiger* und die *Weltwoche* (Nr. 3/14) gutsituierte Politiker, Spitzenbeamte und Prominente genannt haben, die von einer (indirekt) subventionierten Miete profitieren.

Finanzvorsteher Daniel Leupi (Grüne) betonte, dass alles mit rechten Dingen zugehe. Tatsächlich schliessen sich Reichtum und eine günstige Stadtwohnung nicht aus. Zwar verlangt das Vermietungsreglement ein «angemessenes Verhältnis» zwischen Miete und Einkommen. Dies gilt aber nur für den Zeitpunkt der Vermietung. Leupi kündigte deshalb an, die Regeln anpassen zu wollen.

Vom Verdacht, dass die Stadt Wohnungen nach willkürlichen Kriterien vergibt, will Leupi nichts wissen. Früher, räumte er ein, möge es «schon einmal vorgekommen sein, dass sogenannte wichtige Personen ihren Einfluss geltend gemacht haben». Er glaube aber, dass bei der Vergabe von städtischen Wohnungen «heute eine andere Mentalität herrscht».

Ist die Tatsache, dass in den günstigen Wohnungen der Stadt Millionäre wohnen, also lediglich auf (legale) Gehaltssprünge und Erbschaften zurückzuführen? Zweifel sind

angebracht. Die städtische Liegenschaftsverwaltung hielt Wohnungen bis in jüngster Vergangenheit Leuten zu, die bereits beim Einzug auf Rosen gebettet waren.

«Angemessenes Verhältnis»

Der Beweis dafür findet sich an der Schipfe, jenem idyllischen Altstadtquartier am Limmatufer, das perfekt zwischen Hauptbahnhof und See gelegen ist. Auf dem Klingelschild der Hausnummer 51 prangen die Initialen «N.N.» – hier wohnt die prominente Operndiva Noëmi Nadelmann. Darunter stehen zwei weitere Namen: «A. Manz / Z. Belousova» und «Caspar E. Manz». Letzteres ist rätselhaft, denn der Hotelmogul gleichen Namens ist Anfang 2010 im Alter von 86 Jahren gestorben.

Alexander Manz, der 33-jährige Sohn von Caspar und der bekannten Society-Lady Ljuba Manz, gibt auf Anfrage Auskunft: Sein Vater habe die beiden Wohnungen seit den siebziger Jahren gemietet. «In den letzten zehn Jahren lebte er meist auf dem Land und benutzte diese Wohnung, wenn er in der Stadt war.» Nach seinem Tod hätten sein Zwillingenbruder Michael und er mit ihren jeweiligen Gattinnen je eine Wohnung bezogen. «Hier zu wohnen, ist eine Art Familientradition.» Wer hier lebt, wäre nicht der Rede wert, wenn das Haus nicht der Stadt Zürich gehörte. Die Stadt vermietet

insgesamt 6500 Wohnungen nach dem Prinzip der sogenannten Kostenmiete, weshalb die Mieten deutlich tiefer sind, als es in der Nachbarschaft üblich ist. Eine Stadtwohnung zugesprochen zu bekommen, ist wie ein Fünfer im Lotto mit Zusatzzahl, und das Jahr für Jahr.

Alexander und Michael Manz brauchten indes kein Glück. Ihre Wohnungen – 99 beziehungsweise 105 Quadratmeter gross und intern verbunden – wurden nicht ausgeschrieben. Die Erben von Caspar E. Manz seien in den Mietvertrag «eingetreten», erklärt das Finanzdepartement auf Anfrage. Das «angemessene Verhältnis» zwischen Einkommen und Miete sei gegeben gewesen.

Die bescheidenen Einkünfte der Manz-Zwillinge erstaunen. Zum Familienunternehmen, das sie bei Mietantritt leiteten, gehören fünf Hotels in der Schweiz, darunter das «St. Gotthard» am Zürcher Bahnhofplatz. Im Privatbesitz sind der Manz-Landsitz in Unterkulm AG, ein Ferienhaus in St. Moritz und ein «paradiesisches Refugium» (*Schweizer Illustrierte*) mit fünf Schlafzimmern und Bedienstetenwohnung auf der Insel Ischia vor Neapel. Im Moment stecken die Brüder, die sich als die «Hayeks der Schweizer Hotellerie» sehen, in einem Übernahmekampf um die Hotelgruppe Victoria-Jungfrau Collection. Ihr Angebot für die vier Fünfsternhäuser «Victoria-Jungfrau» (Interlaken), «Eden au Lac» (Zürich), «Palace» (Luzern) und «Bellevue» (Bern) haben sie letzte Woche auf 85 Millionen Franken erhöht.

Wie sich nun zeigt, hat Caspar E. Manz seinen Nachkommen nicht nur ein florierendes Unternehmen hinterlassen – die Söhne «erben» sozusagen auch das Recht auf eine günstige Stadtwohnung, mit freundlicher Unterstützung der Liegenschaftsverwaltung.

Daniel Leupi hatte damit nichts zu tun; er amtiert erst seit vergangenem Juni als Finanzvorsteher. Die familieninterne Weitergabe der Wohnungen erfolgte unter Martin Vollenwyder (FDP). Direkt verantwortlich dafür ist Arno Roggo (SP), seit rund zwanzig Jahren Direktor der Liegenschaftsverwaltung.

Roggo sagte kürzlich im *Tages-Anzeiger*: «Es ist ein Irrtum, zu glauben, den Steuerzahlenden entgehe Geld, weil die Wohnungen auf dem Markt teurer vermietbar wären.» Mit der ökonomischen Realität hat eine solche Aussage zwar nichts zu tun. Für Roggo hat diese Sichtweise aber den Vorteil, dass er sich nicht den Vorwurf machen muss, die Erben einer Hotelierdynastie begünstigt zu haben. ○

Wer gab den Befehl?

Das teure, aber erfolgreiche Setting des Zöglings «Carlos» wurde entgegen dem Rat aller involvierten Fachleute abgebrochen. Dies geht aus Dokumenten hervor, die der *Weltwoche* vorliegen. Dabei wird immer deutlicher, wie PR-Leute im Hintergrund die Fäden zogen. *Von Alex Baur*

Das Bömblein kam einmal mehr aus dem Aargau. Wie die *Schweiz am Sonntag* in ihrer jüngsten Ausgabe berichtet, hat der im Rahmen des Falls «Carlos» bekannt gewordene Zürcher Jugendanwalt Hansueli Gürber auf Mitte Jahr gekündigt und vor ein paar Tagen ein Verwaltungsratsmandat in einer sozialen Institution angenommen – ohne dies seinem Arbeitgeber zu melden. Justizdirektor Martin Graf (GPS) will nun abklären, ob der Noch-Beamte Gürber damit gegen das Reglement verstossen hat.

Das Bömblein, das im Kantonsparlament für ein paar aufgeregte Voten sorgte, entpuppt sich in Kenntnis der Hintergründe als Nebelpetarde. Dass Jugendanwälte im Aufsichtsgremium von sozialen Institutionen sitzen, ist im Kanton Zürich nicht aussergewöhnlich. Das Jugendheim Dapples etwa, wo die Zürcher Jugendanwaltschaft zurzeit fünf Zöglinge betreuen lässt, wird von Ex-Jugendanwalt Martin Bornhauser präsiert. Als Vizepräsident des Stiftungsrats von Dapples fungiert Jugendanwalt Patrik Killer, der den Fall «Carlos» heute führt. Und just dieses Heim wird gemäss Recherchen der *Weltwoche* als mögliche Destination für «Carlos» evaluiert.

Wenn PR-Leute Regie führen

Das Rauchbömblein aus dem Aargau lenkt von der Kernfrage ab, die in diesen Tagen von der parlamentarischen Justizkommission untersucht wird: Welche Rolle spielten die PR-Berater beim Entscheid, das teure, aber erfolgreiche und gerichtlich angeordnete Setting im Fall «Carlos» abzubrechen? Formell wurde die Verfügung, die der *Weltwoche* vorliegt, vom federführenden Jugendanwalt Patrik Killer begründet und unterzeichnet. Doch den Entscheid fällten andere, wie aus der Chronologie der Ereignisse zu schliessen ist:

30. August 2013 — «Carlos» wird verhaftet, obwohl er sich (zum ersten Mal in seiner langen Heimkarriere) in einer Massnahme bewährt hat. Offizielle Begründung: Der Zögling solle im Gefängnis vor den Medien geschützt werden. Jugendanwalt Gürber muss den Fall an den Kollegen Felix Bieri abtreten.

6. September — An einer Pressekonferenz äussern sich Justizdirektor Graf und Oberjugendanwalt Marcel Riesen (SVP) erstmals zum Fall «Carlos» und präsentieren eine interne Untersuchung. Gemäss Recherchen der *Weltwoche* wurden die wahren Autoren des Berichtes verheimlicht: der PR-Spezialist Roger Huber und zwei weitere externe Berater.

9. September — Der anfänglich skeptische Jugendanwalt Bieri empfiehlt in einer Aktennotiz die Weiterführung des Settings inklusive Thaiboxen. Der Fall wird Bieri in der Folge wegen angeblicher Überlastung entzogen und Jugendanwalt Patrik Killer zugeteilt.

31. Oktober — Die Institution Riesen-Oggenfuss, die «Carlos» betreut, unterbreitet Killer ein redimensioniertes Setting für monatlich 24 060 Franken. Der auf Gewalttäter spezialisierte Dienst der Justizdirektion unter der Leitung Frank Urbanioks soll miteinbezogen werden, «Carlos» erklärt sich kooperationswillig. Killer fordert trotzdem weitere Kürzungen beim Budget.

4. November — Riesen-Oggenfuss unterbreitet eine neue Offerte über 19 655 Franken; dies ist nur möglich, weil diverse Betreuer auf einen Teil ihres Honorars verzichten.

6. November — Nachdem die Jugendanwaltschaft plötzlich neue Forderungen einbringt, zieht Riesen-Oggenfuss ihr Angebot unter Protest zurück. Sie könnten, so ihre Begründung, unter diesen Umständen nicht mehr für die Sicherheit garantieren.

13. November — Oberjugendanwalt Riesen lädt Killer und die Betreuer zu einer Sitzung ein. Riesen-Oggenfuss erklärt sich bereit, das aufwendige Setting für «Carlos» auf eigene Kosten und mit privaten Spenden durch-

zuführen. Killer und weitere involvierte Fachleute plädieren für das Setting. Doch Marcel Riesen will die Sache «mit seinen Leuten» besprechen; ob er damit Justizdirektor Graf oder PR-Berater Huber meint, ist unklar. Was nun passiert, steht in keinem Protokoll.

14. November — Killer schickt Verteidiger Stephan Bernard für das neue Setting eine Vollmacht, die «Carlos» unterschreiben soll.

18. November — Bernard besucht den inhaftierten «Carlos» und lässt ihn die Vollmacht für das revidierte Setting unterschreiben.

19. November — Jugendanwalt Killer verfügt überraschend die Verlegung von «Carlos» in die geschlossene Anstalt von Uitikon. «Das bisherige Sondersetting kann selbstredend nicht mehr fortgeführt werden», heisst es in der Begründung mit Verweis auf den PR-Bericht vom 6. September. Da «Carlos» sich allen Alternativen verschliesse, an seiner Karriere als Thaiboxer festhalte und dieser «Traum nun platzt», könnte er aggressiv reagieren und in seine alten Muster zurückfallen.

Und genau so kam es. Zwar verkündete Justizdirektor Graf, «Carlos» solle in Uitikon seine Schulbildung nachholen und eine Lehre absolvieren. Doch davon redet schon lange keiner mehr. Das ist schliesslich auch nicht der Job der PR-Leute. Ihre Sorge gilt allein dem Wohlergehen ihrer politischen Auftraggeber. ○



Externe Berater: Oberjugendanwalt Riesen (l.), Justizdirektor Graf (r.).

Ein brillanter Kopist

Der Artikel in der letzten *Weltwoche* über das falsche Van-Gogh-Gemälde im Zürcher Kunsthaus ist weltweit bei den meisten Experten auf reflexartige Ablehnung gestossen. Doch jene Fachleute, die an der Echtheit festhalten, liegen falsch. *Von Benoît Landais*

Es ist verständlich, dass Experten, deren Gewissheiten durch neue Fakten in Frage gestellt werden, reflexartig davon ausgehen, ihre Kritiker täuschten sich. Im Fall des falschen van Goghs im Zürcher Kunsthaus hiess es sofort, wir hätten unrecht, wenn wir die Autorschaft beim Porträt mit dem verbundenen Ohr und der Pfeife anzweifeln, schliesslich werde das Gemälde doch in allen relevanten Katalogen van Gogh zugeschrieben. Aber gerade wegen dieser – aus unserer Sicht irrtümlichen – universellen Akzeptanz ist es uns ein Anliegen, aufzuzeigen, wieso sich die Zuschreibung von «L'homme à la pipe» an van Gogh nicht rechtfertigen lässt.

Kein Platz für weiteres Selbstbildnis

Der Zürcher Kunsthändler und Van-Gogh-Experte Walter Feilchenfeldt hält unsere Theorie für «unerhört». Wir überschätzten Schuffenecker, den wir für den wahren Autor des Bilds halten. Feilchenfeldt hält es für «ganz ausgeschlossen», dass Schuffenecker, «ein miserabler Maler», das Bild gemalt haben könnte: «Seine paar wenigen Van-Gogh-Kopien beweisen, dass er nicht in der Lage wäre, so ein Werk zu malen.»

Dazu ist zu sagen, dass Schuffenecker, wie an vielen Beispielen nachgewiesen werden kann, ein brillanter Kopist war. Er war kein schöpferischer Künstler, mehr ein Schwamm. Sein Œuvre zeigt auf, dass er sich die verschiedensten Stilrichtungen – den klassisch-akademischen, impressionistischen, pointillistischen sowie den symbolistischen – zueigen machen konnte. Dies sieht jeder, der einen Blick in das von Jill-Elyse Grossvogel herausgegebene Werkverzeichnis Schuffeneckers wirft.

In der Vergangenheit gab es immer wieder Auseinandersetzungen um die Echtheit von künstlerischen Werken. Man erinnert sich, wie in den berühmten Fällen der Wacker-Fälschungen, der falschen Vermeers, der Pseudo-Corots, der angeblichen Rembrandts die Experten, die an die Echtheit der umstrittenen Werke glaubten, sich mit Haut und Haar den Argumenten ihrer Gegner widersetzen. Am Ende mussten die falschen Bilder dann doch aus den Werkverzeichnissen entfernt werden. Aus historischen Gründen ist eine gründliche Ausmischung des Œuvres von Vincent (wie ich ihn aus Rücksicht auf seinen ausdrücklichen Willen immer nenne) bisher nicht erfolgt. Echte Bilder werden vom Van-Gogh-Museum in Amsterdam für falsch erklärt, falsche für echt. In den letzten Jahren haben die Spezialis-



Wie eine heilige Ikone: Vincents Selbstporträt von 1889 (l.); eine Fotografie von 1891...



...Schuffeneckers Pastellbild von 1891 (l.) und sein Ölbild, das im Zürcher Kunsthaus hängt.

ten des als letzte Autorität geltenden Museums vier Werke, die sie anfänglich für falsch gehalten hatten, wieder rehabilitieren müssen.

In einer Debatte um die Echtheit eines Bildes, in der sich zwei gegensätzliche Positionen gegenüberstehen, gibt es keine Möglichkeit für einen Konsens, kein Suchen nach einem Mittelweg. Entweder hat die eine Seite recht oder die andere. Es ist eine Sache von Schwarz oder Weiss. Entweder ist das umstrittene Bild im Kunsthaus ein van Gogh oder ein Schuffenecker.

Wieso gilt die Anzweiflung der Autorschaft des Manns mit der Pfeife geradezu als «unerhört»?

Erstens ist das Bild eine beinahe heilige Ikone. Das Drama des abgeschnittenen Ohrs hat alle, die davon Kenntnis haben, erschüttert – weshalb das Bild im Kunsthaus weltberühmt ist. Nun ist aber bekannt, dass Schuffenecker einer der Ersten war, der von der Selbstverstümmelung erfuhr. Gauguin, der nächste Augenzeuge des Dramas, floh, unmittelbar nachdem er seinen bewusstlosen Freund im Krankenlager gesehen hatte, nach Paris zu Schuffenecker und erzählte ihm die Geschichte brühwarm. Kein Wunder, dass ihn das Sujet nicht losliess.

Zweitens steht in den Van-Gogh-Werkverzeichnissen – zuletzt auch in jenem von Walter

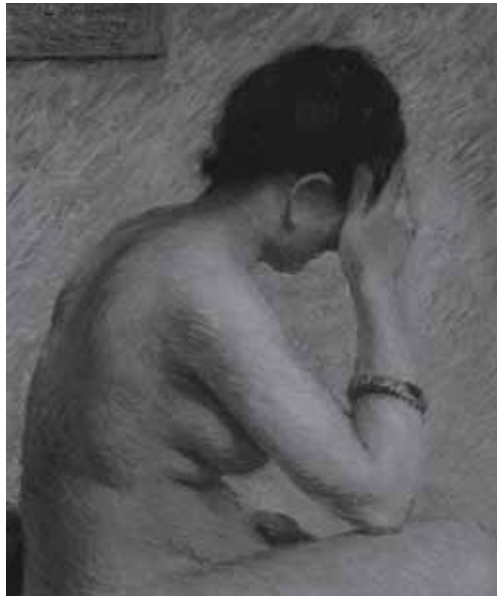
Feilchenfeldt –, dass Schuffenecker das Bild vom Pariser Kunsthändler Ambroise Vollard hatte, der es seinerseits 1896 der Familie Ginoux in Arles abgekauft habe. Diese Provenienz stimmt erwiesenermassen nicht. Schuffenecker gab das Bild 1893 als Leihgabe einer Pariser Ausstellung, wo es als van Gogh ausgestellt und fotografiert wurde.

Wenn man die Briefe Vincents genau liest, gibt es in seinem Werk keinen Platz für das angebliche Selbstbildnis, das vier Jahre nach seinem Tod auftauchte. In Kenntnis aller biographischen Details kann man aus der Korrespondenz des Meisters schliessen, dass Vincent sich nur ein einziges Mal mit verbundenem Ohr gemalt hat, und dieses Bild ist das Selbstporträt mit japanischem Holzschnitt in der Londoner Courtauld Gallery.

Am 9. Januar 1889 wird Vincents mittlerweile schön verheilte Wunde ein letztes Mal im Spital verbunden. Am 17. desselben Monats stellt er ein Porträt für seinen Bruder fertig. Theo ist der Einzige, mit dem er über die peinliche Angelegenheit Scherze machen kann. So lässt er denn im Selbstbildnis seinem Sinn für Humor und für die Absurdität des Daseins freien Lauf: Der Kopf ist verbunden, und im Hintergrund sehen wir einen mit Bedacht ausgesuchten Holzschnitt, den er im Atelier in Arles bei sich hatte: Er zeigt Kurtisanen mit einem Kranich – französisch *grue*, was damals auch ein bekanntes Slangwort für «Dirne» war. Eine Anspielung auf die Prostituierte, der er sein Ohr als Obolus überreicht hat. Am 17. Januar, als er seinen Brief schreibt, trägt er keinen Verband mit beengendem Kinnband mehr und auch kein neues Pflaster. Die Wunde ist verheilt.

Falsch verstandene Details

Vincent kann das Bildnis mit den eng beieinander liegenden Augen und dem frischrasierten Kinn nicht gemalt haben. Feilchenfeldt sagt, dass «oft einige Stellen in Bildern van Goghs schlecht gemalt» seien. Man ist versucht zu entgegnen: «vor allem in gewissen, immer van Gogh zugeschriebenen minderwertigen Kopien». Allerdings sind die Fehler im «Mann mit der Pfeife» anderer Art als diejenigen, die man bei Vincent finden kann. Ein Beispiel: Der Knopf auf dem Mantel ist auf nichts genäht. Wenn man sämtliche Knöpfe in sämtlichen Bildern Vincents nimmt, sind sie immer realistisch. Es gibt keine Fehler. Wir haben uns die Mühe genommen, alle Details, eines nach dem andern, zu überprüfen, ohne eines wegzulassen. In unserem neuen Buch zählen wir die Ausnahmen auf – die Bilder, die Vincent nicht gemalt haben kann, in denen die Fehler besonders grob sind. Eine Replik, in der alles schwächer ist als im Original oder in der Details falsch verstanden sind, ist oft eine Fälschung. Wenn ein grosser Künstler wie Vincent sich wiederholt, dann macht er es das zweite Mal nicht schlechter, sondern besser.



Meisterhafter Fälscher: Akt von Schuffenecker und seine Reproduktion davon, um 1885.

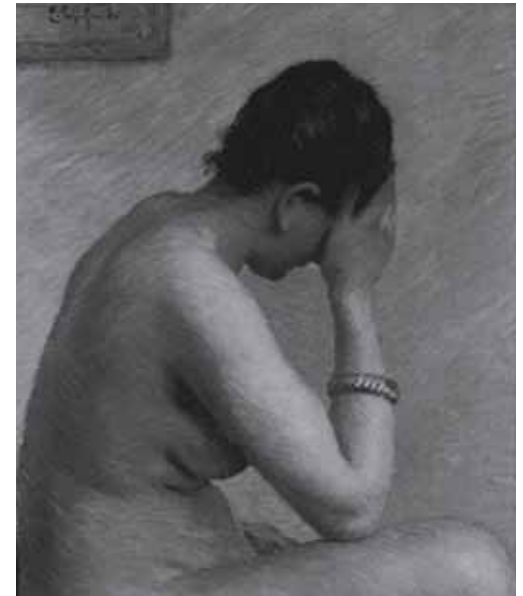
Ein Umstand hat die Experten verwirrt. Das durch Schuffenecker angefertigte Pastell von «L'homme à la pipe», das heute im Van-Gogh-Museum in Amsterdam ist, wurde bisher immer als eine aus Verehrung gemalte Kopie angesehen. Dem ist nicht so. Wer das Pastell aufmerksam anschaut und es mit dem Ölbild vergleicht, kann feststellen, dass in Ersterem der Maler die Hand frei führt. Das Pastell ist das Modell oder die Vorstudie zum Bild im Zürcher Kunsthaus. Das Pastell ist nicht besser als das Ölbild, es ist anders, weniger «vangoghisch». Um einen (falschen) van Gogh zu malen, muss man üben.

Wovon ist Schuffenecker ausgegangen, als er vor 1893 sein Pastell produzierte? Gewiss nicht von Vincents Bild, das er zwar mit eigenen Augen gesehen, aber nicht zur Verfügung hatte, als er «L'homme à la pipe» anfertigte. Die ganze, rund 400 Bilder umfassende Sammlung Theos wurde nämlich im Frühjahr 1891 in die Niederlande verfrachtet.

Wenn Vincents Selbstporträt (das Courtauld-Bild) Schuffenecker nicht als Vorlage dienen konnte, was dann?

Eine Schwarzweissfotografie, die er zusammen mit seinem Freund Emile Bernard aufgenommen hatte, bevor die Sammlung nach Holland entwand. Deshalb sind die warmen Farben des Pastells wie diejenigen des Zürcher Bilds willkürlich und unterscheiden sich klar von den kalten Farben Vincents, der in seinem ungeheizten Studio im winterlichen Arles fror. Die von Schuffenecker gewählten brutalen Komplementärfarben sind erfunden: das Orange kontrastierend zum Blau der Mütze, das Rot zum grünen Mantel. Die Pfeife entlieh Schuffenecker einem Stillleben Vincents aus den gleichen Tagen – eines der «wahren Details», die den *pasticheurs* lieb sind.

Man kann also aufgrund der vorhandenen Indizien die zeitliche Reihenfolge der Entstehung mit Sicherheit festlegen:



- 1— Das Bild Vincents
- 2— Das Schwarzweissfoto
- 3— Das Pastell
- 4— Das Ölbild im Zürcher Kunsthaus

Das Zürcher «Selbstbildnis» entstand also erwiesenermassen nach Vincents Tod, kann also kein van Gogh sein.

Benoît Landais ist ein französischer Privatgelehrter, der sich seit über zwanzig Jahren intensiv mit dem Werk von Vincent van Gogh befasst und darüber mehrere Bücher verfasst hat. Sein Video über «L'homme à la pipe» finden Sie unter <https://vimeo.com/56447465> (auf Französisch).

Hanspeter Born und Benoît Landais: Schuffenecker's Sunflowers and Other van Gogh Forgeries. Create Space Independent Publishing Platform. 374 S., \$ 60.47 (Englisch)
Jill-Elyse Grossvogel, Claude-Émile Schuffenecker: Catalogue Raisonné. Vol. I. Alan Wofsy Fine Arts, San Francisco, 2000
Walter Feilchenfeldt: Vincent van Gogh – Die Gemälde 1886–1890. Nimbus. 355 S., Fr. 120.–



SUNRISE



Das unabhängige Fachmagazin «connect» bestätigt:
Sunrise hat das beste Mobilnetz für Telefonie in Stadt und Umland.
 Überzeuge dich selbst auf sunrise.ch/connect

FALL MÖRGELI



Fiebermesser der Geisteselite

Wofür steht der «Fall Mörgeli», der eigentlich eine «Zürcher Universitäts-Affäre» ist? Zehnter und vorläufig letzter Teil der *Weltwoche*-Serie.

Von *Philipp Gut*



Seine politischen Ansichten machten ihn zum Paria: Wissenschaftler Mörgeli.

«University politics are vicious precisely because the stakes are so small.»

Henry A. Kissinger

Er ist wieder in Amt und Würden, als sei nichts gewesen. Anfang Februar 2014 ist Professor Flurin Condrau, der suspendierte Direktor des Medizinhistorischen Instituts, in aller Stille auf seinen Posten zurückgekehrt, den er vor bald eineinhalb Jahren ebenso still und heimlich verlassen hatte. Als der Zürcher *Tages-Anzeiger* im September 2012, gestützt auf vertrauliche Informationen aus dem Institut, eine Pressekampagne gegen Condraus Untergebenen Christoph Mörgeli, Konservator am Medizinhistorischen Museum und Nationalrat der Schweizerischen Volkspartei (SVP), startete, tauchte der verantwortliche Institutschef sofort schalldicht ab.

Weggeduckt in seinem Versteck, konnte Condrau ungerührt beobachten, wie die von ihm mit eingefädelt Intrige zunächst das eigene Institut zerstörte und schliesslich die ganze Universität in die Krise stürzte. Neben Konservator Mörgeli verloren auch Vizedirektorin und Condrau-Stellvertreterin Iris Ritzmann sowie Mörgelis Stellvertreter Eberhard Wolff, der Ehegatte Ritzmanns, ihre Stelle. Führungsriege: wegrasiert.

Dann geschah Merkwürdiges. Zu Hunderten protestierten in- und ausländische Wissenschaftler vor allem nicht exakter Studienrichtungen lauthals gegen die Entlassung Ritzmanns, während sie zur vorangegangenen Mobbingkampagne gegen Christoph Mörgeli konsequent geschwiegen hatten. Ritzmann, die Nummer zwei des Instituts, hatte nachweislich und mehrfach vertrauliche Daten an den *Tages-Anzeiger* verraten und damit das Amtsgeheimnis und die arbeitsrechtliche Loyalitätspflicht verletzt. Ihre Entlassung war rechtens und gerechtfertigt. Dessen ungeachtet machten Professoren erneut Personalpolitik via Presse – mit Erfolg: Rektor Andreas Fischer, ein feinsinniger Anglist, aber ein schwacher Chef, gab dem Druck nach und trat nur wenige Wochen später zurück. Was als «Fall Mörgeli» begonnen hatte, wurde zur «Zürcher Universitäts-Affäre».

Intoleranz gegenüber Andersdenkenden

Künftige Betrachter werden sich staunend über die Ereignisse beugen und sie als präzisen Fiebermesser für den geistigen Zustand zumindest jenes Teils des akademischen Milieus benutzen, der die Kunst der öffentlichen Debatte beherrscht. Die treibenden Kräfte waren nicht Mediziner – zu deren Fakultät das Medizinhistorische Institut gehört – und auch nicht Mathematiker oder Ingenieure. Es waren vornehmlich Vertreter weicher Wissenschaften, welche die Fäden zogen und das Wort führten, in erster Linie Historiker und Sozialhistoriker wie Institutsdirektor Condrau selber.

In den tonangebenden Universitätskreisen – dieser Eindruck drängt sich auf – herrscht eine aggressive Intoleranz gegenüber Andersdenkenden. Man predigt Vielfalt und Offenheit, ahndet Abweichungen von der Marschroute aber rigoros – bis zum Entzug von Lohn und Brot. Der Querdenker Christoph Mörgeli, der seinen wissenschaftlichen Beruf stets klar von seinem politischen Miliz-Amt getrennt hatte, wurde für seine Verstösse gegen die herrschenden Glaubenssätze des intellektuellen *juste milieu* abgestraft. Seine politischen Ansichten machten ihn zum Paria innerhalb der Zunft. Seine Andersartigkeit störte – so sehr, dass die «Kollegen» das Institut und dessen Museum, das Mörgeli leitete, «isolierten», wie Direktor Condrau schriftlich festhielt.

Sie zeigen auf den Schwarzen

Es war die willkommene Vorlage für ein raffiniertes Manöver: Die «Kollegen», die Mörgeli und das Institut «wahrscheinlich aus politischen Gründen» boykottierten, waren Condraus gleichmeinende Freunde, politisch links stehend, mit vielfach dokumentierter leidenschaftlicher Gegnerschaft zu Mörgelis Partei, der SVP. Zwei von ihnen, Philipp Sa-

Es waren vornehmlich Vertreter weicher Wissenschaften, welche die Fäden zogen.

rasin und Michael Hagner, waren bereits Mitglied der Berufungskommission gewesen, die dem wissenschaftlich unbekanntem Flurin Condrau zu seinem Zürcher Lehrstuhl verholfen hatte. Indem Condrau die «Isolation» des Instituts durch die befreundeten Kollegen zum scheinbar objektiven Befund erhob, legitimierte er die Ausgrenzung Mörgelis – und er schuf zugleich einen Vorwand, um gegen den missliebigen Mitarbeiter vorzugehen. Man muss den Vorgang zur Kenntlichkeit entstellen: Es ist, als ob die Klasse mit dem Finger auf einen schwarzen Mitschüler zeigte, worauf der Lehrer nicht etwa die rassistischen Kameraden in die Schranken weist, sondern den Schwarzen aus der Schule wirft.

Erfolgsfaktoren der Intrige

Gelingen konnte der Plan, Mörgeli aus der Universität zu entfernen, aber schliesslich nur, weil mindestens drei weitere Faktoren zusammenspielten.

Erstens eine willfährige Presse, die sich bereitwillig in die Kampagne einspannen liess und genauso selektiv berichtete, wie es die institutsinternen Informanten wünschten. Der *Tages-Anzeiger* blendete die politischen Motive zuerst vollständig aus und brach Zitate vertraulicher Quellen abrupt ab, sobald diese «politischen Gründe» ausdrücklich genannt wurden. Später erklärte sie Chefredaktor Res

Strehle zu «Gespenstern». Was nicht sein durfte, konnte nicht sein.

Zweitens eine schwache Universitätsleitung. Rektor Andreas Fischer und seine akademisch hochdekorierten Führungskollegen verloren im medialen Sperrfeuer die Übersicht. Sie waren weitgehend ahnungslos über die politischen Beweggründe des «Manövers» (Ritzmann) und handelten überstürzt. Als Mörgeli sich gegen die öffentlichen Angriffe ebenfalls öffentlich verteidigte – allerdings faktentreu und ohne seinerseits das Amtsgeheimnis zu verletzen –, entliess ihn die Universität postwendend. Die rechtliche Grundlage wackelt. Rektor Fischer begründete die Kündigung unter anderem mit «ungenügender Leistung», musste aber später einräumen, dass die Leistungsbeurteilung zu diesem Zeitpunkt «ergebnisoffen» war.

Starker Mann im Hintergrund

Der dritte Faktor bleibt der brisanteste. Mörgelis Gegner sind nämlich von ganz oben gedeckt worden: von Bildungsdirektorin und Universitätsrats-Präsidentin Regine Aepli (SP) und dem Chef des Hochschulamts, Sebastian Brändli, der zugleich als Sekretär des Universitätsrats fungiert.

Brändli ist Parteikollege Aeplis und sass für die SP im Kantonsrat. Er hat selber mit einer medizinhistorischen Arbeit beim bekannten Wirtschaftshistoriker Rudolf Braun promoviert. Als federführender Sekretär und Stichwortgeber seiner Chefin ist er der starke Mann im Universitätsrat, dem obersten Führungs- und Kontrollorgan der Hochschule. Wie Insider berichten, könne er diese Rolle umso leichter ausfüllen, als sich Aepli wenig für die Universität interessiere. Laut Christoph Mörgeli hat ihm Brändli während einer Zugfahrt bereits vor Jahren mitgeteilt, für politische An-

SCHWEIZERISCHE
Gewerbezeitung
DIE ZEITUNG FÜR KMU

Morgen Freitag in der KMU-Presse:

- **Radio- und Fernsehgesetz**
Willkürliche Mediensteuer
- **Vermögensverwalter**
«Wir werden zu Hilfs-Cops»
- **Finanzplatz Schweiz**
Die Akteure sind meist KMU

www.gewerbezeitung.ch

sichten, wie er, Mörgeli, sie vertrete, sei an der Universität kein Platz. Brändli dementierte die Aussage nie wirklich, er sagte bloss vielsagend: «Ich kann das nicht bestätigen.» Verneinen klingt anders.

Die schützende Hand von oben

Verschiedene Indizien deuten darauf hin, dass das Duo Aeppli/Brändli mit der Condrau-Ritzmann-Fraktion zusammenspannte. Man kann sich die Aktion als eine Art Zangenbewegung vorstellen, die gleichzeitig von unten und oben wirkte: Druck kam einerseits von den Professoren, andererseits von der Bildungsdirektion. Dieser Allianz von Gleichgesinnten fiel zuerst Christoph Mörgeli, dann auch Rektor Andreas Fischer zum Opfer. In beiden Fällen outete sich Regierungsrätin Aeppli ohne Not als Partei: zunächst mit zum Teil tatsächlichen Aussagen zu Mörgelis bevorstehender Entlassung und später, indem sie ihre schützende Hand über die meuternde Belegschaft hielt («Die Professoren haben nichts zu befürchten»).

Henry Kissinger, ehemaliger amerikanischer Aussenminister und Dozent an der Harvard University, muss diese Vorgänge vorausgesehen haben, als er formulierte, Universitätspolitik sei deshalb so intrigant, weil die Einsätze, also das Risiko, so gering seien. Der Fall Mörgeli, der ein Fall Ritzmann, der ein Fall Condrau, der ein Fall Fischer, der ein Fall Brändli, der ein Fall Aeppli ist, bestätigt diese Einsicht fulminant.

Freilich beherrschen nicht alle Wissenschaftler das Intrigenspiel gleich virtuos. Das geistige Epizentrum der Affäre lässt sich genau lokalisieren: Es liegt im sogenannten Zentrum Geschichte des Wissens (ZGW), das von Universität und ETH gemeinsam betrieben und vorwiegend von Historikern und einigen anderen Geisteswissenschaftlern gebildet wird. Hier finden regelmässig die «Kollegen» zusammen, die Flurin Condrau in seinem Akademischen Bericht 2011 erwähnte und die gemäss seiner Darstellung dem Medizinhistorischen Institut und Museum aus politischen Anti-SVP-Motiven die Zusammenarbeit verweigerten.

Die hier versammelten Professoren waren auch die Triebkräfte der rabiaten Proteste gegen Rektor Fischer im Zusammenhang mit der Entlassung der *Tagi*-Informantin Iris Ritzmann. Direktor des Zentrums ist der Sozialhistoriker Jakob Tanner, als Stellvertreter amtiert der Technikhistoriker David Gugerli. Zuvor wurde das ZGW von Michael Hagner, Philipp Sarasin und Michael Hampe geleitet. Weitere prominente Mitglieder sind der Kunsthistoriker Philip Ursprung und – last, but not least – Flurin Condrau. Die genannten Professoren haben sich in den vergangenen Jahren immer wieder durch scharfe Verurteilungen der SVP-Positionen hervorgetan, sie

flankierten Institutschef Condrau in seinem Feldzug gegen Christoph Mörgeli, und sie übten schliesslich so lange mit Artikeln und Manifesten Druck auf Rektor Andreas Fischer aus, bis dieser zermürbt den Hut nahm. Bis heute stehen die Pamphlete zuoberst auf der zentrumseigenen Website, kürzlich erst wurde dort die jüngste Stellungnahme von Iris Ritzmann veröffentlicht.

Mörgeli, Fischer – und Hafen

Darüber hinaus verfügt das ZGW über enge Verbindungen zu Regine Aepplis Bildungsdirektion, die teilweise persönlich geprägt sind und weit zurückreichen. So ist ZGW-Vize-Direktor David Gugerli ein ehemaliger Studienkollege von Hochschulamtschef Sebastian Brändli. Beide sind Schüler von Rudolf Braun und haben sogar zusammen publiziert. Man kennt sich, teilt Weltanschauung und politisches Credo. Das Netzwerk ist alles, im Guten wie im Schlechten.

Unbeachtet blieb bisher, dass Christoph Mörgeli und Rektor Andreas Fischer einen

Gespannt sein darf man auf die Akteneinsicht, die Mörgeli als Geschädigter erhält.

ähnlich prominenten Vorgänger haben: Im November 2006 trat ETH-Präsident Ernst Hafen nach wenigen Monaten im Amt überraschend zurück. Der renommierte Molekularbiologe, der von der benachbarten Universität kam, wollte die ETH zur «weltbesten naturwissenschaftlich-technischen» Hochschule trimmen, die mächtigen Departementschefs entmachten und die Organisation straffen. Er scheiterte am Widerstand der Professoren, die ebenfalls via Presse protestierten. Wortführer des Aufstands war kein Physiker, kein Ingenieur, kein Informatiker, sondern der Historiker David Gugerli, der derzeitige Vizedirektor des Zentrums Geschichte des Wissens.

Bemerkenswert bleibt, dass die Vorgänge, die zur Entlassung Christoph Mörgelis und zum Rücktritt von Uni-Rektor Andreas Fischer führten, die neue Führung offenbar kaum beeindruckten. Eine saubere Aufarbeitung des Falls steht nach wie vor aus. Der

ehemalige Interims-Rektor Otfried Jarren, der auf Fischer folgte, sah partout kein Fehlverhalten von Institutschef Flurin Condrau und dankte diesem noch im vergangenen Dezember vor der versammelten Presse «sehr» für sein Engagement zugunsten von Institut und Universität. Dass dieses «Engagement» ein zuvor angesehenes Institut komplett lahmlegte und die Universität in eine der grössten Krisen ihrer Geschichte manövrierte – noch nie trat ein Rektor aufgrund einer im ganzen Land diskutierten Affäre zurück –, blendete Jarren souverän aus. Gleichzeitig verkündete er die sofortige Schliessung des Medizinhistorischen Museums. Einen einleuchtenden Grund nannte er nicht. Offensichtlich ging es darum, jede Spur auszulöschen, die an Mörgelis jahrzehntelanges Schaffen im Dienst der Universität erinnerte. Der neue Rektor Michael Hengartner räumte kürzlich zwar «Fehler» ein – allerdings ausschliesslich bei der Entlassung Iris Ritzmanns. Den Fall Mörgeli bedauerte er mit keinem Wort.

Strafanzeige gegen Condrau eingereicht

Die fortgesetzte Realitätsverweigerung auch von Seiten der Uni-Leitung irritiert umso mehr, als Christoph Mörgeli inzwischen seine Ankündigung wahr gemacht und seinen ehemaligen Chef Flurin Condrau wegen mehrfacher Verletzung des Amtsgeheimnisses angezeigt hat. Durchaus möglich, dass der wiedereingesetzte Institutsdirektor bald schon in ein Strafverfahren verwickelt ist. Mit neuerlichen unkalkulierbaren Folgen für die Universität.

Gespannt sein darf man sodann auf die Akteneinsicht, die Mörgeli als Geschädigter erhält. Sobald eine Veröffentlichung der Verfahrensakten die laufenden Ermittlungen der Staatsanwaltschaft nicht mehr beeinträchtigen könnte, darf er frei über sie verfügen. Die Rolle der einzelnen Akteure der Intrige wird noch deutlicher werden. Und es dürfte dann noch schwerer fallen, die gehäuften Fehlleistungen der Verantwortlichen weiter zu vertuschen.

Es bleiben Fragen über die eigentliche Affäre hinaus. Wie kann man dem Augemass, der Urteilskraft, der Objektivität von Wissenschaftlern trauen, die offenkundige Tatsachen nicht wahrhaben wollen und die mit so ungleichen Ellen messen? Wissenschaftler, so ihr Anspruch, beschreiben die Wirklichkeit, wie sie ist oder – im Fall der Historiker – gewesen ist.

Die Zürcher Universitäts-Affäre, auch dies ist eine ihrer Lehren, präsentiert ein ganz anderes Bild. Sie wimmelt geradezu von Forschern und Professoren, die sich von politischen Leidenschaften und Interessen mitreissen lassen und die den unbestechlichen Blick auf die Fakten grandios verlieren. ○



Die dunkle Seite Grüningers

Historiker und Politiker feiern Paul Grüninger für seine Rolle als Flüchtlingshelfer im Zweiten Weltkrieg. Zahlreiche Indizien lassen an den edlen Motiven des Polizeihauptmanns zweifeln.

Von Shraga Elam



Der St. Galler Polizeihauptmann Paul Grüninger habe selbstlos und allein aus humanitären Motiven gehandelt, als er Hunderte jüdische Flüchtlinge illegal in die Schweiz einreisen liess. Für dieses mutige Handeln sei er ungerechtfertigterweise entlassen und zu einer Geldbusse verurteilt worden. So lautet die offizielle, unantastbare Version der Geschichte um den bekannten Flüchtlingshelfer, wie sie auch im Film «Akte Grüninger» erzählt wird. Wer dies anzweifelt, wer Akten hervorbringt, die diese Version in Frage stellen, wird von Grüninger-Verteidigern kaltgestellt.

Dass Grüninger als mutmasslicher Retter von Juden selber ein Nazi-Sympathisant gewesen sein könnte, ist nicht so absurd, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Nimmt man zur Kenntnis, dass die NS-Führung bis zum Russlandfeldzug im Sommer 1941 (formell bis zur Wannseekonferenz im Januar 1942) die Juden «nur» vertreiben wollte und die Schweizer Grenzsperrung vom August 1938 gegen diese verbrecherischen Absichten stand, stellt sich die Frage: Wem wollte Grüninger helfen – den Nazis oder den Juden? Einiges spricht dafür, dass ihm Erstere näherstanden.

Einwilligung zu Fahndungen

Bekannt ist, dass Polizeihauptmann Grüninger mit NS-Deutschland bei der Bekämpfung der Durchreise von Spanienkämpfern zusammenarbeitete. Ausserdem führte die Gestapo mit Einwilligung Grüningers im Kanton St. Gallen mehrmals illegale Fahndungen durch.

Brisant ist die Tatsache, dass Grüninger kurz nach seiner Entlassung von seinen Nazikollegen – gemäss eigener Aussage – ein Stellenangebot bei der Polizei in Deutschland erhielt. Warum machen Nazis ausgerechnet einem ungehorsamen Schweizer Polizeioffizier und vermeintlichen «Judenretter» ein solches Angebot? Die naheliegendste Erklärung ist, dass die NS-Freunde Grüningers nach dem Muster handelten, nach dem Auftraggeber einem aufgefliegenen Agenten eine Alternative anbieten. Als Gegenargument führen Historiker ins Feld, Grüninger habe die Stelle ja abgelehnt. Aber der Verzicht ist nicht entscheidend, sondern die Tatsache, dass es überhaupt zum Angebot kam.

Der Historiker Peter Kamber suggeriert in der *Basler Zeitung*, dass edle Motive hinter der Arbeitsofferte gestanden hätten, da das Ange-

bot wohl vom Chef des Münchner Spionagedienst, Karl Süss, ausgegangen sei und Süss später zum deutschen Widerstand gehörte. Im Gespräch meint Kamber, dass Süss vielleicht einen frustrierten Schweizer rekrutieren wollte, um ihn bei den Kriegsvorbereitungen einzusetzen. Gleichzeitig gibt Kamber zu, dass ihm nicht mehr alle Fakten präsent sind.

Kambers Erklärungen sind wenig plausibel. Grüninger wäre vor Stellenantritt bei der deutschen Polizei einer gründlichen ideologischen Prüfung unterzogen worden und als bekannter



Nazi-Sympathisant: Polizeioffizier Grüninger.

«Judenretter» rasch aufgefliegen. Kommt hinzu, dass das Angebot vom nachweislichen NS-Verbrecher und Gestapo-Offizier Joseph Schreieder persönlich eingereicht wurde.

Es gibt überdies zahlreiche Hinweise dafür, dass Grüninger nach seiner Entlassung nicht nur zusammen mit dem judeophoben Schweizerischen Vaterländischen Verband (SVV) gegen die illegale SP-Flüchtlingshilfe agierte, sondern dass er wohl selbst der NS-Ideologie anhing. So wählte er einen Anwalt aus den Reihen des SVV zu seinem Verteidiger. Diese Organisation betrachtete Grüninger als Gesinnungsgenossen. In der frontistischen Zeitung *Die Front* war nach

der Entlassung Grüningers zu lesen: «Es wäre wünschbar, dass bald etwas mehr Licht in die ganze Angelegenheit käme, um so mehr, als wir in Hauptmann Grüninger immer einen national gesinnten Beamten sahen.»

Frontistische Propaganda

Grüningers Name steht auch auf einer Mitgliederliste der 1940 verbotenen pronazistischen Nationalen Bewegung der Schweiz (NBS), die die Stadtpolizei Zürich anhand der beschlagnahmten Kartothek der NBS-Zentrale erstellt hatte. Grüningers Eintrag war von der St. Galler Polizei nochmals kontrolliert worden, welche zum Schluss kam, Grüninger sei «lediglich» ein NBS-Sympathisant.

Der Grüninger-Rehabilitator und Journalist Stefan Keller meint, Grüninger figuriere nicht auf allen Listen der Staatsschützer, es müsse sich um einen Fehleintrag handeln. Es gibt indes eine einfache Erklärung, warum Grüningers Name im anderen NBS-Verzeichnis, jenem der aktiven Offiziere, nicht aufgeführt ist: Da der Armee-Oberleutnant Grüninger ab 1936 keinen Militärdienst mehr leisten durfte, galt er als nicht aktiv, und deshalb kann man ihn auf der militärischen NBS-Liste nicht finden.

Grüningers Sympathien für die pronazistischen und antijüdischen Kreise sind belegt: Er wurde 1941 von einem Militärgericht verurteilt, weil er frontistische Propaganda verbreitet hatte. Im Untersuchungsbericht heisst es: «In politischer Hinsicht muss Grüninger [...] seit seiner Entlassung als nationalsozialistisch bezeichnet werden.» Zur gleichen Zeit war er bereit, sich bei deutschen Nazifreunden für den notorischen Nazi und Judenhasser Mario Karrer zu verwenden, als dieser Mühe hatte, ein Visum für Deutschland zu erhalten.

Das Beweismaterial ist mittlerweile so umfassend, dass man die Auslegung, Grüninger sei den Nazis nahestanden, nicht mehr leichtfertig als «absurd» oder «abwegig» abtun kann.

Shraga Elam, schweizerisch-israelischer Journalist, stiess 1998 im Bundesarchiv zufällig auf Grüningers Akten bei der militärischen Spionageabwehr. Damals forschte Elam im persönlichen Auftrag des Verlegers Michael Ringier. Seither hat er einige Publikationen zum Thema veröffentlicht und weitere Recherchen betrieben. Seine umfassende Broschüre «Paul Grüninger – Held oder korrupter Polizist und Nazi-Agent?» erschien 2003.

«Ich dachte, ich bin erledigt»

Zehn Jahre lang hatte Bernardo Bertolucci keinen Film mehr gedreht. Jetzt ist der Altmeister des italienischen Kinos zurück mit einem neuen Werk. Ein Gespräch über Poesie, TV-Serien, nackte Haut und das Leben mit einer Behinderung. *Von Claas Relotius*

Bernardo Bertolucci lebt in einem alten Stadtbezirk Roms, der mit kreischenden Kindern in den Gassen wie einem seiner ersten Filme entsprungen scheint. An der Aussenfront des Appartements prangt ein Lastenaufzug, mit dem früher Güter von Stock zu Stock befördert wurden. Seit einer missglückten Bandscheibenoperation im Jahr 2003 dient er auch Bertolucci, um mit seinem Rollstuhl in und aus der Wohnung zu kommen. Nach der Diagnose, nie wieder gehen zu können, fiel der Regisseur von «Der letzte Tango in Paris» in eine tiefe Depression und jahrelange Schaffenskrise. Viele in der Filmbranche hätten nicht mehr damit gerechnet, dass der heute 73-Jährige jemals mit einem neuen Werk auf die Leinwand zurückkehren würde. Umso mehr scheint es Bertolucci zu gefallen, dass er es wieder mal allen und dabei vor allem sich selbst gezeigt hat. Der Altmeister sitzt in seinem Wohnzimmer, die Fenster stehen offen, und von draussen dringt die sonore Stimme von Papst Franziskus hinein, dessen Sonntagsansprache über Lautsprecher in der ganzen Stadt übertragen wird. Bertolucci spielt mit seiner Katze und ist guter Laune.

Signor Bertolucci, Sie sind auf einem Bauernhof in der Nähe von Parma aufgewachsen. Ihre Mutter war Lehrerin, Ihr Vater ein auch ausserhalb Italiens bekannter Dichter. Es heisst, Sie selbst hätten schon mit sechs Jahren erste Gedichte geschrieben.

Zusammen mit meinem Vater. Er hat mich dazu angestiftet. Vermutlich habe ich meine ganze Kreativität und auch meinen Sinn für Poesie ihm zu verdanken.

Was bedeutet Poesie für Sie?

In meinem Elternhaus wurde das Attribut «poetisch» immer dann benutzt, wenn man zum Ausdruck bringen wollte, dass man etwas liebte, was eigentlich nicht greifbar war. Das konnte ein einziger Moment sein oder der vage Ausdruck eines Gesichts oder einer Geste. Poesie ist etwas sehr Flüchtiges, egal, ob in Bildern oder zwischen den Worten. Man braucht gute Augen und ein empfängliches Herz, um sie zu sehen.

Wollten Sie nie in die Fussstapfen Ihres Vaters treten?

Ich habe das Schreiben lange Zeit nicht aufgegeben. Schliesslich aber haben mich

die Bilder der Leinwand mehr gereizt. Ich glaube, die Fähigkeit, schöne Gedichte oder Erzählungen zu schreiben und schöne Filme zu drehen, gründet auf derselben Passion.

Die worin genau besteht?

Man muss Zerrissenheit in sich tragen und sich in seinen Gedanken verlieren können. Mein erster Film, «La commare secca», war eine Kriminalgeschichte vor dem Hintergrund der Klassengesellschaft Roms. Ich war damals erst 21 – aber ich wollte zum Ausdruck bringen, wie sehr mich dieses System im Innersten aufwühlte und wütend machte.

Der Film fusst lose auf einer Vorlage Pier Paolo Pasolinis, für den Sie schon davor als Regieassistent arbeiteten.

Das war bei seinem grossen Film «Attacone», der bis heute Massstäbe setzt. Ich hätte damals wohl keinen besseren Lehrmeister haben können.

Pasolini schloss an den italienischen Neorealismus von Visconti und Rossellini an. Was hat Sie als junger Mann an seiner Arbeit fasziniert?

Die Natürlichkeit und zugleich die transzendente Überhöhung. Der Neorealismus war die künstlerische Antwort auf den Faschismus in Italien. Regisseure wie Visconti, Fellini oder Rossellini wollten die manierierte Gleichförmigkeit und Konventionalität des italienischen Kinos unter Mussoli-

«Tony Soprano ist ein Charakter, der so ambivalent ist, dass er nicht zum Helden taugt.»

nis Herrschaft brechen. Dazu zeigten sie die Mannigfaltigkeit des Lebens auf der Strasse und drehten nicht mehr in Studios, sondern in der Wirklichkeit. Pasolini verstand es, diesen Gedanken aufzunehmen und noch dazu mit Spiritualität zu verknüpfen, indem er jeden Bürger nicht nur zu einem Individuum, sondern potenziell auch zu einem Heiligen machte. Das war genial. Das war, wenn auch vielleicht nicht beabsichtigt, Poesie.

Regisseure wie Pasolini verzichteten zur Abbildung der Wirklichkeit bewusst auf poetische Narration in jeder Form. Die breite Erzählweise sowie die dickenssche Qualität, die dabei zwangsläufig verlorenging, tauchen heute ausgerechnet in modernen Serien wieder auf. Schauen Sie sich solche überhaupt an?

Aber ja. Ich denke sogar, dass Serien, wenn sie gut sind, eine viel grössere Tiefe erlauben als jeder Film. Einige ähneln in ihrer Erzählweise schon jetzt viel eher den Büchern eines Dickens oder Balzac. Die Stärke und zugleich die Schwäche des Films ist ja die Zuspitzung. Vieles bleibt dadurch auch im besten Film eindimensional, allen voran die Charakter-Entwicklung, sofern überhaupt eine stattfindet. Bei Serien ist das anders. Nehmen wir einen Don Draper aus «Mad Men», oder nehmen wir einen Tony Soprano – das sind Charaktere, die so ambivalent und vielschichtig sind, dass sie eigentlich nicht zu typischen Helden taugen. Aber gerade das eröffnet dem Zuschauer den Raum zum Nachdenken, den er bei den meisten Filmen nicht bekommt.

Sie haben eine sehr grosse Leinwand in Ihrem Wohnzimmer. Welche Serie haben Sie zuletzt darauf geschaut?

Die Serie «House of Cards». Darin geht es um einen Washingtoner Kongressabgeordneten, der als Marionettenspieler fungiert und sich durch Intrigen den Weg zur Macht bahnen will. In dieser Welt sind alle Politiker skrupellose Psychopathen. Wunderbar zynisch! Aber vermutlich ist die Realität noch viel schlimmer.

Der Protagonist der Serie wird von Hollywoodstar Kevin Spacey verkörpert. Regie führt der für Blockbuster wie «Seven» bekannte David Fincher. Sind Serien das Kino der Zukunft?

Gute Leute werden immer dahin gehen, wo es gutes Geld zu verdienen gibt. Der grosse Martin Scorsese drehte schon Episoden für die Serie «Boardwalk Empire». Vor einigen Jahren noch hätte so etwas wohl niemand für möglich gehalten. Aber ich liebe Filme, ich liebe das Kino, also glaube ich daran, dass all dies immer bestehen wird. Schon eher könnten Serien vielleicht eines Tages Bücher ersetzen. Die Serie «The Wire», vielleicht die beste Serie überhaupt, kommt bereits jetzt einem grossen Gesellschaftsroman gleich. Wer wissen will, wie das Leben in Frankreich im 19. Jahrhundert aussah, der muss Balzac lesen. Wer ein Gefühl für das New Yorker Lebensgefühl in den Sechzigern bekommen will, der muss «Mad Men» schauen. Und wer verstehen will, wie westliche Grossstädte sich heute durch verfehlte Politik, Korruption und Filz zugrunde richten, der kommt an «The Wire» kaum mehr vorbei. >>>



«Vermutlich ist die Realität noch viel schlimmer»: Regie-Legende Bertolucci.

Das Zeitalter des Romans blickte auf das Leben wie auf eine romanhafte Erzählung. Mit dem Erfolg des Kinos im 20. Jahrhundert verengte sich dieser Blick auf den Charakter eines Films. Was hätte man vom Serienzeitalter zu erwarten?

Wenn sich dieses Zeitalter durchsetzt, dann werden sich dessen Vorgänger darin vermischen. Das Romanhafte im Sinne einer ständigen Fortschreibung und Weiterentwicklung wird bleiben. Das zuspitzende Filmelement stellt dabei der hängende Spannungsbogen dar. Vielleicht werden wir eines Tages auf eine Welt blicken, die nur noch aus Cliffhangern besteht.

Ist es ein Klischee, dass die Leidenschaft für das Kino früher grösser war, weil Filme nicht jederzeit abrufbar waren und das Anschauen eines Films allein hierdurch zu etwas Besonderem wurde?

Von jemandem wie mir erwartet man sicher, ich würde die alte Zeit romantisch verklären. Aber wissen Sie, was? Ich halte dies tatsächlich für ein Klischee. Als Jugendlicher bin ich manchmal viermal am Tag in den gleichen Film gegangen. Heute gucke ich mir viermal hintereinander den gleichen Film auf DVD an. Wo liegt der Unterschied?

In der persönlichen Wertschätzung?

Ich verstehe, worauf Sie hinauswollen. Aber ich kann nur für mich sprechen. Meine Begeisterung ist immer gleich gross – egal, wie und wo ich einen Film sehe. Daran haben auch fünfzig Jahre als Regisseur nichts verändert.

Ihr neuer Film «Ich und du» handelt von zwei jugendlichen Geschwistern, die sich im Keller eines bürgerlichen Wohnhauses vor der Welt und den Problemen des Erwachsenwerdens verstecken. Wie sind Sie als Altmeister des Leinwand-Epos auf die Idee zu diesem Kammerspiel verfallen?

Die Verfilmung gründet auf einem Roman des Schriftstellers Niccolò Ammaniti. Als ich dessen Buch zum ersten Mal las, war ich wie verzaubert, ohne genau sagen zu können, warum. Vielleicht lag es daran, dass mir die Rolle des Jungen, der sich selbst im Keller einschliesst, weil er das Leben in der Welt nicht mehr erträgt, zutiefst bekannt vorkommt. (*Schweigen*) In den letzten zehn Jahren gab es viele Momente, in denen es mir ähnlich ergangen ist.

Sie mussten sich vor zehn Jahren einer Bandscheibenoperation unterziehen. Die Operation missglückte.

Eigentlich sollte es ein Routineeingriff sein. Nach der ersten Operation sagte man mir nur, es habe ein paar Probleme gegeben. Aber nichts Schlimmes, nichts, was sich nicht mit einer weiteren Operation



Skandalfilm: «Der letzte Tango in Paris», 1972.

beheben liesse. Nach der zweiten Operation sagten mir die Ärzte exakt dasselbe. Nach der dritten trat ein Chirurg an mein Bett und sagte, dass ich vermutlich nie wieder laufen würde.

Wie gross war das Loch, in das Sie daraufhin gefallen sind?

Dieses Loch schien über Jahre keinen Boden zu haben. Ich dachte: «Ich bin erledigt – das war's jetzt.» Es war nicht nur die Vorstellung, nie wieder gehen zu können. Es war ebenso die Vorstellung, nie wieder einen Film drehen zu können. Als ich meinen ersten Film drehte, war ich gerade mal 21. Ein junger, unbedarfter Mann, der auf einem Bauernhof in der Provinz aufgewachsen war und vom Filmen träumte. Ich hatte nie etwas anderes gemacht. Filmemachen war das Einzige, was ich konnte, was ich je wirklich gelernt hatte. Es hat Jahre gedauert, bis ich mein Schicksal annehmen und diese ganze Situation akzeptieren konnte. Irgendwann ist es mir gelungen, in all dem Schlechten auch das Gute zu sehen: Wer seine Beine nicht mehr gebrauchen kann, hat mehr Kraft für den Kopf. Seither geht es mir gut.

Im letzten Jahr haben Sie in Rom eine Kampagne ins Leben gerufen, die darauf aufmerksam macht, wie schlecht die Bewegungsmöglichkeiten für Rollstuhlfahrer in der Stadt sind. Ist Ihnen dies bereits aufgefallen, als Sie noch gehen konnten?

Um ehrlich zu sein, nein. Man nimmt durch die Behinderung eine völlig neue Perspektive ein, sieht plötzlich Probleme, die man vorher niemals gesehen hätte. Allein das Kopfsteinpflaster in der ganzen Stadt! Die Touristen lieben es, und früher habe auch ich es geliebt, durch die Gassen zu flanieren. Aber für einen Rollstuhlfahrer ist dieses Pflaster die Hölle, man steckt ständig fest und muss darum bitten, dass einem jemand hilft. Wenn man sich ein Theaterstück ansehen oder eine Hochzeit besuchen will, ist es ähnlich. Viele Gebäude hier in Rom haben überhaupt keinen Behindertenzugang. Im-

Bernardo Bertolucci

Bernardo Bertolucci wurde 1940 in Parma als Sohn des bekannten italienischen Schriftstellers Attilio Bertolucci geboren. Trotz eines abgebrochenen Literaturstudiums veröffentlichte er bereits mit 22 Jahren den Lyrikband «Auf der Suche nach dem Geheimnis», für den er prompt mit dem bedeutenden Viareggio-Preis ausgezeichnet wurde. Als Autodidakt schrieb Bertolucci 1968 mit Sergio Leone das Drehbuch zum Westernklassiker «Spiel mir das Lied vom Tod». Mit dem ebenso erfolgreichen wie skandalösen Erotikdrama «Der letzte Tango in Paris» gelang ihm 1972 der endgültige Durchbruch als Filmautor und Regisseur von Weltrang. Das Werk wurde mehrfach ausgezeichnet und zugleich in zahlreichen Ländern verboten. Zu seinen grössten Erfolgen zählen weiterhin «Der Grosse Irrtum» (1970), «1900» (1976) und «Der letzte Kaiser», für den er 1987 gleich zwei Oscars und Golden Globes erhielt. 2011 wurde ihm die Ehrenpalme der Filmfestspiele von Cannes zuerkannt, ein Jahr später der Europäische Filmpreis für sein Lebenswerk. Bertolucci lebt mit seiner Frau in Rom, London und Los Angeles.

mer wieder muss man sich die Stufen hochtragen lassen wie ein nasser Sack. Das ist sehr demütigend. Insofern kann es wohl nicht schaden, wenn ich darauf aufmerksam mache. Meine Stimme ist ja lauter als die anderer.

Offensichtlich war Ihre Leidenschaft für das Kino so gross, dass es Ihnen gelungen ist, aus dem Rollstuhl heraus einen Film zu drehen. Wie sah Ihre Arbeit am Set von «Ich und du» aus?

Am Set habe ich häufig zu mir gesagt: «Das hier ist ein Wunder!» Noch ein paar Monate zuvor dachte ich, alles wäre vorbei, und nun drehte ich plötzlich wieder einen Film. Mehr noch: Ich stellte fest, dass noch immer sehr viel möglich ist. Und es war eigentlich gar nicht so viel anders als sonst. Nur dass ich eben aus der Höhe eines halben Regisseurs Regie führte, aber daran gewöhnt man sich.

Die kammerspielartige Inszenierung dürfte dabei die Arbeit erleichtert haben.

Mir ist klar: So einen Monumentalfilm wie «Der letzte Kaiser» werde ich in meinem Leben nicht mehr drehen können. Aber als mein Freund Niccolò Ammaniti mir sein Buch gab und ich die Geschichte dieser beiden Jugendlichen in dem Keller las, dachte ich: «Okay, das ist etwas, was ich vielleicht machen kann.»

Im Vergleich zu den Provokationen Ihrer früheren Werke kommt der Film fast harm-



Jahrhundertepos: «1900», 1976.



Kassenschlager: «Little Buddha», 1993.



Spätwerk: «Ich und Du», 2012.

los daher. Dennoch spielen auch hier wieder Ihre scheinbaren Lieblingsthemen, Drogen, junge Menschen und Inzest, eine Rolle. Was reizt Sie daran?

Drogen, Inzest, das sind nur Versatzstücke. Ich habe mich als Filmemacher immer zur Jugendlichkeit hingezogen gefühlt. Die Gesichter, Körper und Gedanken junger Menschen sind noch immerwährend im Wandel. Man kann ihnen mit der Kamera fast dabei zusehen. Das macht es für mich so interessant.

Ihre früheren Werke, wie etwa Ihr letzter Film, «Die Träumer», stiessen bei der Kritik auf den Vorwurf, Film gewordene Altherrenfantasien zu sein, bei denen Sie sich an den Körpern junger Frauen delectierten. Hat sich Ihr Frauenbild verändert?

Ich habe Frauen nie als Objekte betrachtet. Dieser Chauvinismus-Stempel hat mir immer zu Unrecht angehaftet. Ob eine Frau in einem Film als ein reines Objekt oder aber als eine Projektionsfläche für Träume und Wünsche inszeniert wird, das ist ein gewaltiger Unterschied. Meine Arbeit war immer inspiriert von der Nouvelle Vague, von den späten Fünfzigern und frühen Sechzigern des französischen

Kinos. Godard, Demy, Truffaut – sie alle haben starke Frauen gezeigt, die von Männern angehimmelt wurden.

Von Truffaut stammt der Satz: «Kino ist, wenn eine schöne Frau schöne Dinge tut.»

Godard war der Ansicht, für einen guten Film brauche es nur eine hübsche Frau und eine Waffe. Tatsächlich braucht ein wirklich guter Film wohl noch etwas mehr, nämlich einen inneren Konflikt, aber für den Anfang kann das alles auf keinen Fall schaden. *(Lacht)* Ich sage Ihnen im Ernst: Ich wurde in meiner Karriere häufig von Feministinnen

«Godard war der Ansicht, für einen guten Film brauche es nur eine hübsche Frau und eine Waffe.»

kritisiert, vor allem nach «Der letzte Tango in Paris». Vielleicht lag es an der zur Schau gestellten weiblichen Nacktheit oder wahrscheinlich an der berühmten Vergewaltigungsszene des Films. Ein Irrsinn! Denn der ganze Film hat doch eher das allgemeine Bild von Männlichkeit in Frage gestellt. Erkannt hat das übrigens auch eine Freundin von mir, die Australierin Germaine Greer, die ja noch heute eine der wichtigsten Feministinnen unserer Zeit ist. Sie sagte einmal zu mir: «Ich danke dir für diesen Film. Du bist ein wahrer Feminist!»

Lässt sich heute noch auf der Leinwand mit Sex und nackter Haut provozieren?

Als der Film damals rauskam, hat man mich in Italien verklagt und zu einer Gefängnisstrafe auf Bewährung verurteilt. Für den Film und auch für mich war das grossartig, jedenfalls so lange, bis ich bei der nächsten Wahl merkte, dass mir das Wahlrecht entzogen worden war und ich damit meine Rechte als Bürger verloren hatte. Das Absurde daran war: Kurz darauf schwappte die Pornowelle der USA nach Europa über, und Sexfilme wurden in jedem Kino gezeigt. Als Kunst aber blieben sie verboten. An dieser

Bigotterie hat sich im Kern wenig verändert. Sex und nackte Haut allein hauen niemanden mehr um, die Kinder wachsen heute damit auf. In einer stimmigen Inszenierung aber lässt sich noch immer ein Aufschrei damit auslösen.

Es heisst, Marlon Brando, mit dem Sie damals die männliche Hauptrolle in «Der letzte Tango in Paris» besetzten, hätte danach nicht mehr mit Ihnen gesprochen, weil er Ihnen vorwarf, ihn künstlerisch missbraucht zu haben.

Ich habe ihn einige Zeit später versucht, zu erreichen, weil ich ihn für meinen Film «1900» haben wollte. Aber er ging nicht mehr an sein Telefon. Freunde von ihm erklärten mir später, er fühle sich von mir verraten.

Was genau warf er Ihnen vor?

Er war der Meinung, ich hätte ihn manipuliert und beim Dreh dazu gebracht, eine Seite von sich zu zeigen, die er eigentlich nicht zu zeigen bereit gewesen sei. Er sagte, ich hätte ihm einen Teil seiner selbst geraubt. Für mich war das eine grosse Überraschung, denn ich war damals gerade mal Anfang dreissig, er dagegen schon um die fünfzig und zudem der grosse Marlon Brando, eben einer der Hollywoodstars schlechthin. Andererseits hatte ich mir für den Film zuvor schon vorgenommen, möglichst nicht den Überschauspieler Brando, sondern wirklich ihn selbst, mit all seinen Schwächen, zu zeigen. Offenbar ist mir das besser gelungen, als ich dachte.

Haben Sie sich je wieder versöhnt?

Erst Jahre später. Er rief mich an, als ich gerade in Los Angeles war. Wir trafen uns in der Nähe des Mulholland Drive, nahmen ein paar Drinks und redeten den ganzen Abend. Als ich wieder ging, fragte ich ihn, ob nun alles ausgeräumt sei. Brando antwortete nur frei nach Robert Bresson: «Ich bleibe ein zuversichtlicher Pessimist und ein skeptischer Optimist.» Diesen Satz habe ich mir gemerkt. ○



Die Frau des Sisyphos

Erschütterungen aus dem Nichts

Der türkische Premier Erdogan sieht seine Macht zum ersten Mal gefährdet. Fast gespenstisch ballten sich kleine Protestregungen zur Front des Widerstands. Die Existenz des einstigen Erfolgspolitikers hängt von der wirtschaftlichen Entwicklung ab. *Von Boris Kálnoky*



Gütestempel aus Brüssel: türkischer Premier Erdogan.

Dieser Tage veröffentlichte das türkische Meinungsforschungsinstitut Konsensus eine Umfrage, in der die Regierungspartei AKP ihren schlechtesten Umfragewert der letzten Jahre erzielte: 32 Prozent der Befragten mochten da noch die Partei von Ministerpräsident Recep Tayyip Erdogan.

Wenn man die Unentschiedenen auf die Parteien umlegt, sind es mehr: 41,7 Prozent. Zuvor hatte ein anderes Institut, Metropoll, 43 Prozent ermittelt. Das sind für jede europäische Partei sehr gute Zahlen, aber die AKP attackierte die Ergebnisse als «Propaganda», und die Regierungsmedien veröffentlichten umgehend andere Zahlen, die die Partei bei knapp 50 Prozent zeigten.

Denn was für europäische Parteien eindrucksvolle Ergebnisse wären, würde für die AKP bedeuten, dass sie die Macht nach den nächsten Wahlen womöglich teilen müsste.

2011 hatte sie noch knapp 50 Prozent der Stimmen errungen. Ihr seit zehn Jahren anhaltendes Momentum wäre gebrochen. Was danach käme, so fürchten die Parteioberen, wäre ein unaufhaltsamer Abstieg.

Noch vor kurzem hatte AKP-Chef und Ministerpräsident Recep Tayyip Erdogan als der neue Gigant unter den Grössen der türkischen Geschichte gegolten. Er schien unangreifbar. Die AKP hatte 2011 zum dritten Mal und mit fast 50 Prozent der Stimmen die Parlamentswahlen gewonnen. Die Wirtschaft boomte. Erdogan stützte sich auf eine breite Allianz von Muslimen, Kurden und Liberalen sowie auf eine Masse von politisch weniger interessierten Bürgern, denen es einfach wirtschaftlich besser ging.

Die Opposition erschien zersplittert, in ihren Ansichten vormodern und als Machtfaktor irrelevant. Das Militär, in früheren Jahren

der geheime Herr des Landes, war nach einer Reihe spektakulärer Massenprozesse gegen Armeeangehörige wegen «Putschplänen» entmachtet, wenn auch mit rechtsstaatlich zweifelhaften Mitteln.

Weit und breit war nichts zu sehen, was Erdogan gefährlich werden könnte.

Es begann mit sechs Bäumen im Park

Doch dann kamen wie aus dem Nichts schwere Erschütterungen. Zunächst im vergangenen Frühsommer eine landesweite Protestbewegung, die alle Städte des Landes ergriff. Entzündet hatte sie sich an einem kleinen Umweltschützerprotest, um sechs Bäume in einem Istanbuler Park zu retten. Wenig später waren Millionen Menschen auf den Strassen, das Land befand sich in Aufruhr.

Dann platzte am 17. Dezember eine politische Bombe, die das Zeug hatte, Erdogan nicht

nur zu Fall zu bringen, sondern ins Gefängnis. Staatsanwälte liessen im Rahmen von Korruptionsermittlungen fünfzig Tatverdächtige verhaften, darunter drei Ministersöhne. Die betroffenen Minister wurden zum Rücktritt gezwungen.

Einer der (nicht verhafteten) Verdächtigen war Erdogans eigener Sohn Bilal. Und bei den Ermittlungen ging es unter anderem um einen grossangelegten Goldhandel, mit dem der Iran dank türkischer Hilfe das Uno-Embargo unterlief. Diese Angelegenheit war auf höchster Ebene abgesehen. Die Hände, die da geschmiert wurden, waren Hände, die das Land lenkten.

Es konnte kein Zweifel daran bestehen, dass die Staatsanwälte die Macht und das Recht besaßen, die AKP jäh zu Fall zu bringen. Die einzige Art, dem zu entgehen, bestand darin, der Justiz in den Arm zu fallen.

Und so geschah es. Erdogan liess wissen, dass dunkle Mächte und Netzwerke ihn «politisch ermorden» wollten, dass sie ein «Staat im Staate» seien und dass er ihre «Hände brechen» werde. Speziell zielte er auf die Anhänger des einflussreichen, in den USA lebenden Predigers Fetullah Gülen.

Neue Galionsfigur der Opposition

Mehr als 6000 Polizisten, Staatsanwälte und Regierungsfunktionäre wurden strafversetzt. Darunter alle Staatsanwälte, die die Ermittlungen leiteten, und alle Polizeispezialisten, die dabei eine Rolle spielten.

Die Empörung war international gross. Machtpolitisch aber hat Erdogan bislang den Kampf gewonnen. Er schlug die Protestbewegung brutal, aber erfolgreich nieder. Er nahm Justiz und Polizei in einen eisernen Würgegriff, und er muss vorerst nicht mehr fürchten, dass die Korruptionsvorwürfe zu einer politischen Gefahr werden.

All das gelang ihm so, dass zugleich von der EU freundliche Töne gegenüber der Türkei kamen. Frankreichs Präsident François Hollande signalisierte kürzlich, beim ersten Besuch eines französischen Staatschefs in der Türkei seit mehr als zwanzig Jahren, dass Frankreich seine Blockade von vier Verhandlungskapiteln zum türkischen EU-Beitritt aufheben wolle. Der deutsche Aussenminister Frank-Walter Steinmeier sagte, es sei an der Zeit, die Verhandlungskapitel 23 und 24 zu öffnen. Da geht es um Rechtsstaat und Grundrechte der Bürger. Bereits im vergangenen Herbst war Kapitel 22 (Regionalpolitik) geöffnet worden, trotz der im Sommer vorangegangenen brutalen Polizeirepression gegen die Protestbewegung.

Die Öffnung der Kapitel 23 und 24 wird von den Befürwortern nicht «trotz», sondern «wegen» der zunehmend autokratischen Züge der türkischen Regierung gefordert: Nur so könne man die Bürger vor ihrer Regierung schützen.

Konkret aber sind diese Gesten zunächst einmal Wahlkampfgeschenke für Erdogan. Im März stehen Kommunalwahlen an, bei denen bereits die Würfel fallen können. Wer Istanbul gewinnt, gewinnt danach meistens auch das ganze Land. Im August folgen Präsidentschafts- und 2015 dann Parlamentswahlen.

Erstmals hat die bislang ungläubwürdige

Die Hände, die da geschmiert wurden, waren Hände, die das Land lenkten.

und zerstrittene grösste Oppositionspartei CHP in Istanbul einen Kandidaten, der Zugkraft hat: Mustafa Sarigül, den liberalen Bürgermeister des Stadtteils Sisli. Wenn er sich durchsetzen kann, könnte er auch bei den Parlamentswahlen im nächsten Jahr zur Galionsfigur der Opposition werden.

Aber Erdogan kann nun darauf verweisen, dass er die Türkei «europäisiert» und «demokratisiert», versehen mit einem Gütestempel aus Brüssel.

Die Korruptionsvorwürfe? Die überwältigende Mehrheit der Türken sagt in Umfragen, dass die wohl stimmen. Die Mehrheit sagt aber auch, dass die Vorwürfe instrumentalisiert werden, um Erdogan zu stürzen. Und die AKP hat gegen Sarigül ebenfalls ein Korruptionsdossier ausgegraben.

Die AKP bleibt unangefochten die stärkste Partei des Landes. Ihre Wählerbasis ist an einer bemerkenswerten Statistik abzulesen: 36 Prozent der Befragten denken, dass Angehörige anderer Religionen weniger Rechte haben sollten als Muslime. Das ist Erdogans Stammwählerschaft, und es ist ein sehr breiter Sockel.

Ansonsten aber findet er kaum noch Anhänger. Die Liberalen und Linken hat er während der Protestbewegung im Sommer endgültig verloren, als er Demonstranten als «Terroristen» beschimpfte. Jetzt jagt er auch noch im eigenen islamischen Lager die Anhänger Fetullah Gülens weg. Der Prediger gab eine kaum verhüllte Empfehlung ab, die AKP nicht mehr zu wählen.

Zwar werde die Unzufriedenheit der Gülenisten zu weniger Stimmen für die AKP führen, meint ein Gülen-Insider, nicht aber unbedingt zu mehr Rückhalt für die Opposition. «Die Zahl der Nichtwähler wird steigen.»

Eine konfrontative Herausforderung durch den beliebten Staatspräsidenten Abdullah Gül muss Erdogan wohl nicht fürchten. Lange schien es denkbar. Gül positionierte sich zunehmend konträr zu Erdogan, gab den konzilianten Demokraten und Europäer, wo Erdogan von dunklen ausländischen Mächten schwadronierte. Aber kürzlich sagte Gül, es werde in der Türkei zu keiner Gefährdung der Stabilität kommen. Experten deuten das so,

dass er nicht beabsichtigt, die Partei durch einen internen Machtkampf zu zerreißen.

Und so ist derzeit das wahrscheinlichste Szenario, dass Erdogan im August zur ersten direkten Präsidentschaftswahl in der Geschichte des Landes antritt. Er hat gute Chancen, sie zu gewinnen. Es ist aber nicht die Präsidentschaft, die er wollte. Er wollte umfassende Vollmachten, die aber Verfassungsänderungen erforderten, für die er angesichts seiner immer härteren Politik keine Verbündeten mehr fand. Denkbar also ist ein Präsident Erdogan mit schwindender Macht und ein Ministerpräsident Gül, der die AKP europäisiert. Eine weitere Amtszeit Erdogans verbieten die internen Parteiregeln. Die hat er selbst aufgestellt, aber er könnte diese Regeln erneut ändern, wenn er meint, dass er die Präsidentschaftswahl verlieren könnte.

Am Ende wird der Zustand der Wirtschaft entscheiden. Steigender Wohlstand war der Grund, warum die AKP wieder und wieder gewählt wurde. Seit Mai vergangenen Jahres haben Börse und Landeswährung ein Drittel ihres Wertes eingebüsst, Kapital strömt aus dem Land. Ausländische Direktinvestitionen stagnieren. Es sind dies Entwicklungen, die sich teilweise aus den weltwirtschaftlichen Dynamiken ergeben, teilweise aber auch mit der neuen politischen Labilität in der Türkei zu tun haben. Investoren scheuen Unruhe, und Besserung ist nicht in Sicht. ○

Pensionierung

- Wie spare ich Steuern?
- Wie sichere ich mein Einkommen?
- Wie regle ich meinen Nachlass?

Sprechen Sie mit uns und überzeugen Sie sich von unserer Expertise. Das erste Gespräch ist kostenlos und unverbindlich.

Tel. 044 207 27 27 (Hauptsitz)
www.vermoegenszentrum.ch

VZ VermögensZentrum



Antwortalon

Weltwoche 2014

Ja, ich habe Fragen zur Pensionierung.

- Rufen Sie mich an für ein kostenloses Gespräch.
- Senden Sie mir Ihre Unterlagen.

Vorname/Name

Jahrgang

Strasse

PLZ/Ort

Tel. (tagsüber)

E-Mail

Talon bitte einsenden an unseren Hauptsitz:
VZ VermögensZentrum, Beethovenstrasse 24, 8002 Zürich

Im Wandel der Rocklängen

Von Thilo Sarrazin — Weshalb sollte man sich als Bürger eigentlich für Politik interessieren?



Bisweilen frage ich mich, weshalb man sich eigentlich für Politik interessiert oder interessieren sollte. Ich meine damit nicht die Politiker, die Macht und Ämter erlangen wollen. Deren

Interesse ist nachvollziehbar. Ich meine auch nicht die Interessenten, die nach bestimmten Gesetzen, Subventionen, Staatsaufträgen streben, weil sie sich Vorteile erhoffen. Und ebenso wenig meine ich die Vertreter der Medien, die ihre eigene Bedeutsamkeit spiegeln, indem sie das Treiben der Politik klassifizieren, bewerten und kritisieren.

Ich meine den normalen Bürger, der genug damit zu tun hat, seinen Lebensunterhalt zu erwerben, sich um seine Familie zu kümmern sowie je nach Neigung seinen Geist zu bilden, sich zu zerstreuen und auf die eine oder andere Art Lebensfreude zu gewinnen. Er gewinnt wenig oder nichts, wenn er den politischen Teil der Zeitungen liest oder im Fernsehen die «Tagesschau» ansieht. Vieles ist kaum verständlich, und Einfluss nehmen kann er allenfalls indirekt, wenn überhaupt.

Die Befassung des einfachen Bürgers mit Politik war über Jahrtausende auch kaum üblich. Sie ist eine späte Frucht der europäischen Aufklärung und des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Göttliche, staatliche und gesellschaftliche Ordnungen waren im Wesentlichen vorgegeben. Sie wurden nicht hinterfragt, man richtete sich in ihnen ein und wandte sich auf ihrer Grundlage dem Leben zu. Noch das Wort Jesu zeugt davon: «Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist.»

Im Gegensatz dazu glaubte ich stets mit Inbrunst an die Bedeutung von Politik: Bildung, Fortschritt, Lebensstandard, Gesundheit, innere und äussere Sicherheit, Freiheit, Gerechtigkeit – hängt nicht alles irgendwie von Politik ab? Und deshalb kann man doch wohl die Unterschiede zwischen der Zentralafrikanischen Republik und der Schweiz (oder Nordkorea und Schweden) im Wesentlichen der Politik zuschreiben, oder etwa nicht?

Wohl wahr! Aber weshalb wurde die eine Gesellschaft so und die andere ganz anders? Spielen da nicht viele Faktoren eine Rolle, die mit Politik wenig bis gar nichts zu tun haben,

sondern mit viel elementarerer Bewegungskraft, oft auch mit der Macht des Klimas, der Geografie oder des Zufalls? Vielleicht ist Politik, wie wir sie erleben, gar nicht Subjekt und Motor des gesellschaftlichen Wandels, sondern vielmehr sein Ausdruck und sein unwillkürliches Ergebnis.

Immer nur nach oben

Vielleicht ist der Politiker wie der Modemacher: Niemand denkt sich kurze oder lange Röcke, schmale oder breite Revers aus, sie geschehen einfach. Modewellen kommen und gehen. Jene Couturiers haben den grössten Erfolg, die sie am ehesten errahnen, die im Wandel der Rocklängen dem flüchtigen Zeitgeist besonders bededten Ausdruck geben. Die Modemacher sind Objekte des Zeitgeistes, nicht seine Schöpfer, und sie haben umso eher Erfolg, je sensibler und passiver sie dem Zeitgeist dienen.

Ich tue mich schwer mit der Übertragung dieses Gedankens auf die Politik. Stets baute ich auf die Macht der ordnenden Idee, auf die Überzeugungskraft rationaler Konzepte, auf die Fähigkeit und den Willen der Menschen, dem Argument zu folgen und gesellschaftliche Konzepte genauso rational zu konstruieren wie einen effizient arbeitenden Automotor. Ob es um die ordoliberalen Wirtschaftsordnung, den demokratischen Sozialismus oder die fran-



Vom Gegenteil eingeholt: Bundeshaus in Bern.

zösische Planifikation ging – stets war es doch das Ziel, die gesellschaftliche Ordnung rational zu gestalten und das gesellschaftliche Wohlergehen zu mehren. Jedenfalls sah ich das früher so, heute bin ich mir nicht mehr so sicher. Heute glaube ich eher, dass die grundsätzlichen Entscheidungen zur gesellschaftlichen Ordnung vom Gefühl getroffen werden und dass dann, nachdem die Entscheidung gefällt ist, der menschliche Verstand nach einer passenden Rationalisierung sucht.

Zwar halte ich auch heute noch einen möglichst rationalen gesellschaftlichen Diskurs für sehr wichtig und hoffe, dass er einen entscheidungserheblichen Einfluss hat. Ich kann gar nicht anders, als so zu denken. Schliesslich bin ich ein Kind der Nachkriegszeit. Von den fünfziger bis in die siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts war alles auf Fortschritt getrimmt: Der Mensch beherrschte grundsätzlich die Mechanik von Wirtschaft, Gesellschaft und Natur und machte alles immer besser. So konnte es immer nur nach oben gehen – ausser man machte Fehler, die aber grundsätzlich vermeidbar waren.

Kreislauf des Vergessens

In der technischen Entwicklung und bei der naturwissenschaftlichen Erkenntnis ist dieses Fortschrittsmodell auch für mich nach wie vor manifest. Nicht aber bei allen Fragen, die Politik, Wirtschaft und Gesellschaft betreffen. Hier scheinen wir eher einem Kreislauf des Vergessens zu unterliegen: Die Gesellschaft träumt, Medien und Politik träumen mit. So lassen wir die Dinge dort laufen, wo wir eher intervenieren müssten, etwa bei einer rationalen, zukunftsfesten Einwanderungspolitik. Wir intervenieren dort, wo wir bei vernünftigen Rahmenbedingungen die Entwicklung eher laufen lassen müssten, etwa bei der Preisbildung freier Märkte. Wir stören den Arbeitsmarkt mit Verteilungspolitik, und wir gefährden die soziale Sicherheit künftiger Generationen durch nachträgliche Rentengeschenke an die Mütter von Kindern, die längst geboren sind.

Die Idee des politischen Fortschritts habe ich aufgegeben. Politik findet offenbar in zirkulären Bahnen statt und ruft längst vergangene Irrtümer immer neu auf. Auch demokratische Entscheidungsprozesse sind dagegen nicht gefeit. Ein Schutz ist allerdings die kolossale Trägheit demokratischer Entscheidungen: Ehe eine falsche Idee umfassend durchgesetzt worden ist, wird sie oft schon von ihrem Gegenteil eingeholt, oder sie stösst sich hart an neuen Wirklichkeiten.

Diese Erkenntnis allein sorgt für eine gewisse Gelassenheit, wenn ich die aktuelle Renten- und Arbeitsmarktpolitik in Deutschland betrachte.

Thilo Sarrazin ist ehemaliger deutscher Bundesbanker und Bestsellerautor. Er schreibt einmal pro Monat exklusiv für die *Weltwoche*.

Alles auf einmal

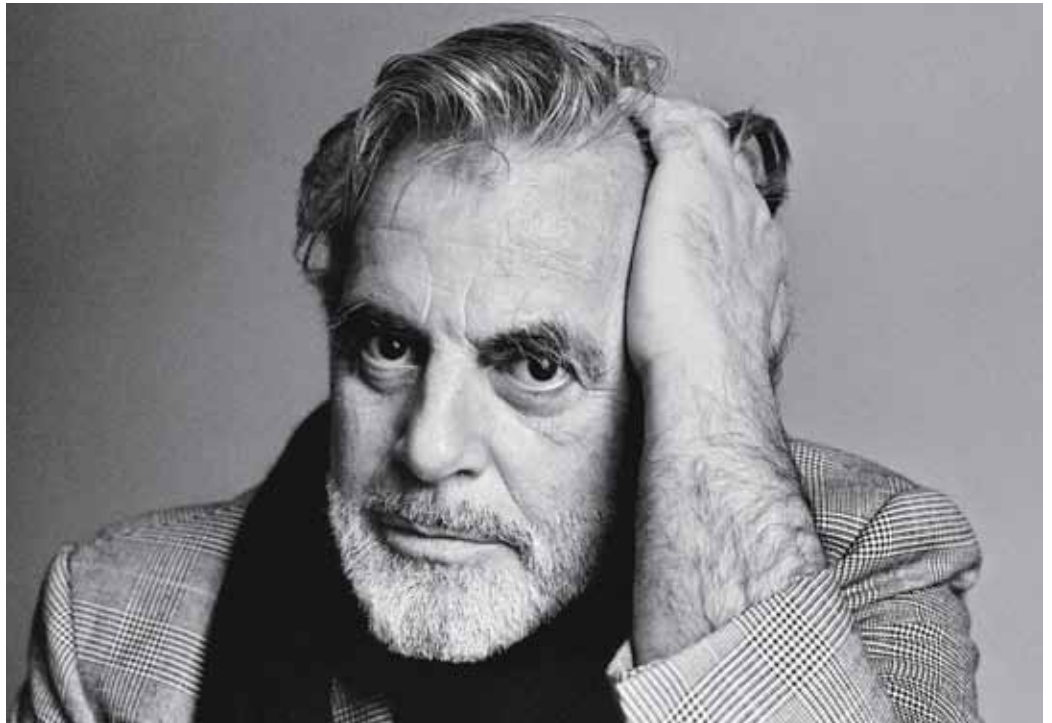
Maximilian Schell, eine der grossen Figuren des Film- und Theaterbetriebs, ist am letzten Samstag verstorben. Als einer der wenigen deutschsprachigen Schauspieler machte der in Zürich aufgewachsene Österreicher nach dem Krieg in Hollywood Karriere. *Ein Nachruf von Oliver vom Hove*

Er war ein Günstling des Schicksals. Und dieses Charisma des Glückskinds strahlte er auch aus. Er konnte ins Schwärmen geraten, wenn er mit blitzenden Augen und sonorer Stimme erzählte: von Hollywood, der Frühzeit seines Welterfolgs. Von Montgomery Clift, der ihm den grössten schauspielerischen Eindruck gemacht hatte. Von Marlon Brando, der ihm ein Freund und launiger «Englischlehrer» war. Oder von Judy Garland, mit der er 1961 in Stanley Kramers «Das Urteil von Nürnberg» spielte und die ihm für seine Rolle als deutscher Naziverteidiger *off camera* einschärfte: «Be mean to me!» Eigentlich habe er den Oscar als «Best Actor Off Camera» erhalten, feixte er.

Ein Glückskind war er vor allem, weil er als einer der wenigen deutschsprachigen Schauspieler nach dem Krieg in Hollywood Karriere machte. Er hatte kaum am Stadttheater Basel debütiert und in ersten Filmen in Deutschland gespielt, als er 1957 der Erfolgsspur seiner Schwester Maria nach Hollywood folgte. Aber er blieb nicht lange der «kleine Bruder». In dem Antikriegsfilm «Die jungen Löwen» spielte er neben Marlon Brando, Dean Martin und Montgomery Clift. Und 1962 kam schon die Oscar-Auszeichnung als bester Hauptdarsteller in Kramers Filmtribunal.

Maximilian Schell war vieles und zuweilen alles auf einmal: Schauspieler, Regisseur, Film- und Fernsehstar, Dokumentarfilmer, Produzent, Maler, Kunstkenner – und jüngerer Bruder seiner einst so viel berühmteren Schwester Maria, deren Altersexistenz auf der familien-eigenen Kärntner Alm er zuletzt durch den Verkauf von Teilen seiner Kunstsammlung grossherzig sichern musste. Dieser Berghof im Kärntner Preitenegg diente ihm auch als Schauplatz für seinen Dokumentarfilm «Meine Schwester Maria», ein berührendes Denkmal der Bruderliebe für die in Altersdemenz versunkene einstige Filmgrösse. Zuvor hatte er 1983 in Paris bereits einen Film über Marlene Dietrich fertiggestellt, mit der er in «Das Urteil von Nürnberg» vor der Kamera gestanden war.

Neben diesen vielen Aktivitäten war Schell aber auch ein rastloser intellektueller Grübler, der Osborne und Shakespeare übersetzte und in seinem Erinnerungsbuch «Ich fliege über dunkle Täler» kaum auf die Stationen seiner atemberaubenden Karriere einging, sondern über seine Beziehung zum Schweizer Dichtervater Hermann Ferdinand Schell nachsann, dem Hermann Hesse einst zum 50. Geburtstag gratuliert hatte. Indes, so bemerkte sein Sohn:



Rastloser intellektueller Grübler: Schauspieler und Regisseur Schell.

«Ein Dichter in der Schweiz ist wie ein Speiseisverkäufer am Nordpol.»

Maximilian war 1930 in Wien geboren worden. Nach Hitlers Einmarsch übersiedelte die Familie nach Zürich. Mit elf Jahren debütierte Max am Zürcher Schauspielhaus als Walter Tell. Am Freien Gymnasium schaffte er 1948 die Matura, begann ein Germanistik- und Kunstgeschichtestudium und spielte bei Grasshoppers Zürich begeistert Fussball. Dem Verein blieb er zeitlebens als bekennender Anhänger treu.

Hamlet, Dürrenmatt, Broadway

Seine grosse Zeit als Theaterdarsteller begann 1963 in Hamburg, wo er in Gustaf Gründgens letzter Inszenierung im Deutschen Schauspielhaus Hamburg als Hamlet brillierte. 1978 übernahm er von Curd Jürgens die Rolle des «Jedermann» bei den Salzburger Festspielen und verkörperte den gottgestraften Domplatz-Protagonisten bis 1982. Im Jahr 2000 spielte er am New Yorker Broadway in der Bühnenversion seines Oscar-Erfolgs «Das Urteil von Nürnberg».

Als Regisseur wagte er sich schon früh hinter die Kamera. Bereits sein Erstling «Erste Liebe», nach Turgenjews Novelle, wurde für den Oscar nominiert, ebenso wie später sein Drama «Der Fussgänger» (1973) und die Dokumentation «Marlene» (1984). Auch viel beach-

tet wurden seine Verfilmungen von Dürrenmatts «Der Richter und sein Henker» (1975) und Horváths «Geschichten aus dem Wiener Wald» (1979).

Furore machte Schell auch mit seinem Privatleben. Eine dreijährige Affäre mit Soraya, der geschiedenen Frau des letzten Schahs von Persien, sorgte international für Schlagzeilen. Von 1985 bis 2005 war er mit der russischen Schauspielerin Natalja Andreitschenko verheiratet. Nach einer Liaison mit der Wiener Galeristin Elisabeth Michitsch heiratete der 82-Jährige im letzten Sommer die 34-jährige Sängerin Iva Mihanovic, die 2007 in seinem Operettendebüt «Wiener Blut» auf der Seebühne in Mörbisch spielte. Sie war zuletzt auch an seiner Seite, als er in Tirol wegen einer akuten Rückenoperation in die Innsbrucker Universitätsklinik eingeliefert werden musste und aus der Narkose nicht mehr erwachte.

Die Schells gebrauchten, um ein Zitat Robert Musils abzuwandeln, ihre schweizerische und österreichische Zugehörigkeit, «wie es der Vorteil gebot, und fühlten sich nirgends hingehören als zu sich». Einmal hat Maximilian in Wien Burgtheater-Direktor werden wollen. Aber das wollte auch Thomas Bernhard. Die Chancen standen bei beiden nicht schlecht. Letztlich ist bei beiden nichts daraus geworden. Aber schwergenommen bis zur Rachsucht hat das nur Thomas Bernhard. ○

«Mackergeschwätz im Rudel»

Vor einem Jahr outete sich der Fussballer Robbie Rogers mit 25 Jahren als Schwuler. Anders als Thomas Hitzlsperger riskierte der Mittelfeldspieler, der damals bei Leeds United unter Vertrag war, seine Karriere. *Von Beatrice Schlag*

Robbie, Sie haben ein wildes Jahr hinter sich.

Ja, es war eine aufregende Zeit, genau. Vor etwas mehr als einem Jahr habe ich mich meiner Familie gegenüber geoutet. Aber das Jahr ging schnell vorbei. Zu schnell, eigentlich.

Sie haben 15 Jahre lang keinem Menschen erzählt, dass Sie schwul sind. Bei Ihrem Coming-out sagten Sie, Sie hätten schon mit zehn gehaut, dass Sie anders seien als andere, und mit vierzehn gewusst, dass Sie homosexuell sind. Wie hält man so lange das Schweigen aus?

Schlecht. Es war ein ständiger innerer Aufruhr, ein permanenter Konflikt. Warum ich das so lange getan habe, verstehe ich rückblickend nicht mehr. Aber ich war überzeugt, dass ich das Richtige tue und dass das eben mein Leben sein werde. Und jetzt habe ich meine erste Zeit mit meiner Familie genossen, während der ich nicht lügen musste. Es hat sich viel verändert.

Wie haben Sie sich vorher gefühlt? Gab es gute Zeiten?

Natürlich war ich manchmal vergnügt. Der Punkt ist, dass man nie sich selber sein kann. Das beeinträchtigt jede Freude. Es ist schwer zu erklären, aber es setzt einem sehr zu. Es ist, als könntest du immer nur einen kleinen Teil geniessen, selbst wenn das Leben gerade grossartig ist. Du siehst es, aber du empfindest es nicht.

Hatten Sie früher je daran gedacht, zu sagen, Sie seien schwul?

Nie. Ich dachte, es sei mein Schicksal, das ein Leben lang für mich zu behalten, auch wenn sich das heute fürchterlich anhört.

Sie sind Katholik und kommen aus einer sehr religiösen, konservativen Familie. Was war stärker ausschlaggebend für Ihr Schweigen, die Angst vor der Reaktion der Familie oder vor der Ihres sportlichen Umfelds?

Es war eine Mischung von beidem. Ich wurde sehr konservativ erzogen, und ich bin Fussballprofi. Diese Mischung löste viel Angst aus. Ich dachte immer, das sei beides nicht vereinbar mit Schwulsein. Ich bin entweder homosexuell oder ein katholischer Fussballer. So wurde ich erzogen. Glücklicherweise habe ich mich geirrt.

Hat Sie je einer Ihrer Fussballkollegen verdächtigt, schwul zu sein?

Wenn ein Coach oder ein Kollege je den Verdacht hatte, so habe ich nie davon erfahren. Ich bin ziemlich sicher, dass sie keinen hatten. Aber ich lebte in dauernder Angst, ich könnte irgendetwas tun, was sie auf den Gedanken bringt.

Gab es einen konkreten Anlass für Ihr Coming-out?

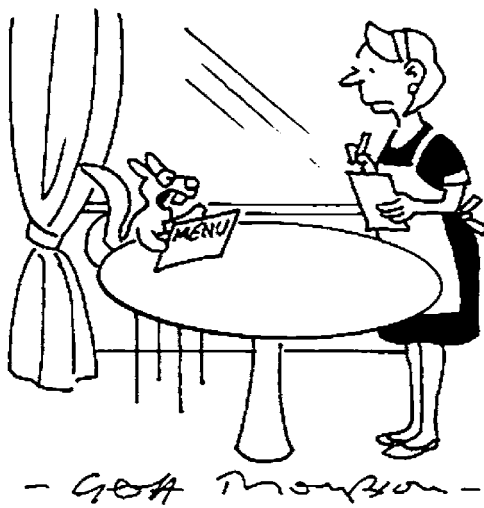
Ich war in den Jahren davor sehr deprimiert. Ob ich mit meiner Familie zusammen war oder mit meinen Fussballkollegen, es ging mir einfach schlecht. Und ich dachte, so geht das nun weiter. Aber ich wollte doch kein trauriger Mensch sein.

Wie reagierte Ihre Familie, als Sie sagten, Sie seien schwul?

«Der Punkt ist, dass man nie sich selber sein kann. Das beeinträchtigt jede Freude.»

Meine Mutter sagte, sie liebe und unterstütze mich, noch bevor sie Atem holen konnte. Bei den andern war es ähnlich. Alles, wovor ich Angst gehabt hatte, fand schlicht nicht statt, im Gegenteil. Sie sagten alle, was immer ich tue, es werde unsere Beziehung nicht verändern. Ich war völlig überrascht und sehr gerührt.

Am 15. Februar 2013 erschien auf Ihrer Webseite der Brief, in dem Sie sagten, Fussball sei immer «meine Flucht, mein Lebensinhalt und meine Identität» gewesen. Aber ohne



«Kann Nüsse enthalten? Geh't's noch genauer?»

Aufrichtigkeit sei das Leben kein Genuss: «Aufrichtigkeit ist eine Ratte, aber sie macht das Leben einfach und klar.»

Ich hatte den Brief schon zwei Monate davor geschrieben. Aber ich hatte inzwischen mit einigen Kollegen geredet und dachte, es werde nicht mehr lange ein Geheimnis sein. Natürlich hatte ich Angst. Gleichzeitig dachte ich, es werde mich befreien. Jeder werde wissen, wer und was ich bin. Ich könne von vorne anfangen, und es sei nicht wirklich wichtig, was die Leute denken. Ich dachte nie, dass das Echo so gross sein würde.

Wirklich nicht? Es gab ausser Ihnen bisher nur einen Profifussballer in einem Spitzenklub, der sich während seiner Karriere outete: Justin Fashanu, der als erster Schwarzer im englischen Fussball über eine Million verdiente und sich 1998, acht Jahre nach seinem Bekenntnis, schwul zu sein, erhängte. Sie mussten doch wissen, dass das Aufsehen erregen wird.

Ich hoffte es, aber ich rechnete nicht damit, dass ich so viel Unterstützung, Lob und Bitten um Rat bekommen würde, vor allem von jüngeren Sportlern. Von den Fussballern, die ich kannte, gratulierten mir sehr viele. Aber keiner sagte, er sei auch schwul, was rein statistisch eigentlich nicht stimmen kann.

Warum haben Sie gleichzeitig mit Ihrem Outing angekündigt, Sie würden sich vom Fussball zurückziehen?

Weil in den Umkleidekabinen so viel homophobes Gerede läuft. Auch bei den Trainern und im Publikum, es hinterlässt viele Narben. Du bist sicher, dass du nicht gleichzeitig Fussballer und schwul sein kannst. Ich war müde und hatte anderes mit meinem Leben vor, obwohl Fussball meine grosse Leidenschaft ist. Aber an diesem Punkt war es wichtiger, mit meiner Familie und mit Freunden zusammen endlich ehrlich sein zu können.

Viele Europäer denken, sie seien sexuell weniger verklemt als die Amerikaner. Warum verabschiedeten Sie sich mit Ihrem Coming-out von Europa?

Ich glaube ebenfalls, dass Europa abseits von Fussball weniger verklemt ist. Im Fussball scheint aus Gründen, die ich mir nicht erklären kann, genau das Gegenteil zuzutreffen. Aber ich hatte auch sehr persönliche Gründe, in die USA zurückzukehren: Ich wollte bei meiner Familie sein und von ihr unterstützt werden.



«Aufrichtigkeit ist eine Ratte»: Fußballprofi Rogers (u. r. bei LA Galaxy).

Drei Monate nach Ihrem Entschluss, Ihre Karriere als Profi zu beenden, unterschrieben Sie bei LA Galaxy. Warum?

Ich hatte nicht gewusst, was nach meinem Coming-out passieren würde. Ich brauchte erst einmal Zeit für mich. Aber natürlich will man mit 25 nicht wirklich seine Karriere beenden. Als das Angebot kam, freute ich mich sehr. Aber ich war auch sehr aufgeregt und gespannt, wie meine neuen Kollegen reagieren würden – und was in der Umkleidekabine abgehen würde.

Wie waren die Reaktionen?

Das Team hat mich sehr unterstützt. Ich merkte, dass die Spieler sich in der Kabine Mühe gaben, wenn ich dabei war. Aber es gab auch Momente, wo ihnen schlicht nicht auffiel, wie schwulenfeindlich die Dinge waren, die sie sagten. Wenn man seine sexuelle Orientierung so lange versteckt hat wie ich, ist man da überempfindlich.

Ist Fußball eine schwulenfeindlichere Sportart als andere?

Ich kann nicht beurteilen, ob es im Fußball schlimmer ist als in anderen Teamsport-

«Der Umgangston in der Umkleidekabine kann ziemlich fürchterlich sein.»

arten, ich weiss nur, dass der Umgangston unter Fußballern in der Umkleidekabine ziemlich fürchterlich sein kann. Und ich glaube nicht einmal, dass es schwulenfeindlich gemeint ist. Es ist einfach dieses Macker-geschwätz im Rudel.

Fragen Sie Ihre Fussballkollegen nach Ihrer Homosexualität?

Als ich nach einem Spiel in Miami mit einigen Galaxy-Kollegen essen ging, begannen sie mich auszufragen, wie es sei, in eine Schwulenbar zu gehen oder sich mit einem Mann zu verabreden. Ich erzählte ihnen, es sei ähnlich wie gehen lernen. Ich hatte ja vor meinem Coming-out nichts davon je erlebt.

Würden Sie einem jungen Sportler raten, sich früher zu outen?

Ich habe dazu 25 Jahre gebraucht und glaube, dass die Frage, ob und wann man sich outet, sich für jeden anders stellt. Es gibt keinen richtigen Zeitpunkt für alle. Aber ich würde jedem raten, sich einem Therapeuten oder einem Freund anzuvertrauen, von dem er sicher ist, dass er es nicht weitererzählt. Das totale Schweigen über Jahre macht einen kaputt.

Waren Sie von Thomas Hirzlspergers Coming Out überrascht oder gab es da schon lange Gerüchte?

Nein, ich war genauso überrascht wie alle. Ich kenne ihn nicht persönlich, aber ich freue mich für ihn, wenn es ihm hilft, endlich in Ruhe sein zu können, wer er ist. ○





Image-Transfer: Grace Kelly, fotografiert von Erwin Blumenfeld, 1955.

Stil & Kultur

Berühren erwünscht

Von *Daniele Muscionico*

Eine Frau wie ein Bild. Ebenmass in menschlicher Verkörperung. Das heisst, war sie noch Mensch? War sie nicht schon Stil-Göttin, aristokratische Mädchenblüte, bevor die Märchenprinzessin ihren Märchenkönig fand? Grace Kelly, ein Göttergeschenk, Liebling der Grazien – war eine je vollkommener als sie? Eine zeitlose Schönheit. Ein Bild von einer Frau.

Erwin Blumenfeld (1897–1969) sah sie anders. Der Modefotograf, der grundsätzlich alles ein bisschen anders sah und damit Fotogeschichte, Kunstgeschichte schrieb. Schrecklich talentiert, autodidaktisch, Dada beeinflusst, ein monomanischer Kontrollfreak mit einer tiefen Wertschätzung für alles Schöne. Blumenfeld, der deutsche Jude aus Berlin, ein Niemand, als er 1936 nach Paris kommt, dort durch die Unterstützung von Cecil Beaton, dem anderen Grossen, zum Fotostar avanciert, 1940 von den Nazis verhaftet wird, in Frankreich ein Internierungslager überlebt, über Casablanca nach New York flüchtet und in den fünfziger Jahren in den Rang aufsteigt des höchstbezahl-

ten Modefotografen der Welt. Keiner beeinflusste die Bibel der Mode und damit auch die Mode in der *Vogue* stärker als Erwin Blumenfeld.

Was machte er aus und mit Grace Kelly? Er stellt ihr Image auf den Kopf. *Regarder, ne pas toucher!* Blumenfeld lässt die Unberührbare berührbar werden. Und wie? Ein Abendkleid von Oleg Cassini. Weiches Pastell, perfekt abgestimmt zum Ton der Haut, ein Moment vollendeter Künstlichkeit. Glasiert scheint die Kelly. Und doch scheint sie nicht hinter Glas. Was für eine paradoxe Attraktion!

Blumenfeld fasst die Schauspielerin in einen Rahmen und lässt sie gleichzeitig aus dem Rahmen treten. Aber aus dem Rahmen

fällen? Nein, aus dem Rahmen fällt eine Kelly niemals. Aber sie legt ihre Hände so, dass sie tun, was eigentlich verboten ist. Eine Übertretung. Ein Griff ins Leben, fingerbreit. Eine Fingerspitze Mensch, versuchsweise. Berührung mit der Wirklichkeit. Und ein Wink an uns Betrachter, Schmacher: Es ist nicht alles so unabänderlich, wie es scheint. Kein Rahmen, den man nicht verlassen könnte. Und sich mit einem kleinen Lächeln heimlich dafür freuen.

Erwin Blumenfeld: *Vive L'Amérique!*
Galerie Edwynn Houk, Zürich, 6.2. bis 15.3.

Bild: Grace Kelly von Erwin Blumenfeld (1955, Cosmopolitan, Edwynn Houk Gallery)
Weltwoche Nr. 6.14

Bestseller

Belletristik

- 1 (1) **Graeme Simsion:** Das Rosie-Projekt (*Fischer Krüger*)
- 2 (8) **Lucinda Riley:** Mitternachtsrose (*Goldmann*)
- 3 (2) **Jonas Jonasson:** Die Analphabetin, die rechnen konnte (*Carl's Books*)
- 4 (3) **Haruki Murakami:** Die Pilgerjahre des farblosen Herrn Tazaki (*Dumont*)
- 5 (7) **Gillian Flynn:** Cry Baby – Scharfe Schnitte (*Fischer Scherz*)
- 6 (–) **Simon Beckett:** Der Hof (*Wunderlich*)
- 7 (5) **Khaled Hosseini:** Traumsammler (*S. Fischer*)
- 8 (–) **Ingrid Noll:** Hab und Gier (*Diogenes*)
- 9 (–) **Ian McEwan:** Honig (*Diogenes*)
- 10 (4) **Camilla Läckberg:** Die Engelmacherin (*List*)

Sachbücher

- 1 (1) **Max Frisch:** Aus dem Berliner Journal (*Suhrkamp*)
- 2 (3) **Michelle Halbheer:** Platzspitzbaby (*Wörterseh*)
- 3 (–) **Detlef Pape:** Schlank im Schlaf für Frauen (*Gräfe und Unzer*)
- 4 (2) **Jacky Gehring:** Body Reset – Schnelle Küche (*Weltbild*)
- 5 (6) **Guido Maria Kretschmer:** Anziehungskraft (*Edel*)
- 6 (–) **John Hattie:** Lernen sichtbar machen für Lehrpersonen (*Schneider*)
- 7 (4) **Christiane V. Felscherinow, Sonja Vukovic:** Christiane F. ... (*Levante*)
- 8 (5) **Jacky Gehring:** Body Reset – Das Erfolgsprogramm (*Weltbild*)
- 9 (7) **Verena Wermuth:** Wiedersehen mit Scheich Khalid (*Weltbild*)
- 10 (9) **Rhonda Byrne:** Hero (*Droemer/Knaur*)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband SBVV/Mediacontrol

Apropos: Intellektuellen-Hetze

Der Dichter Raphael Urweider, Präsident des Verbands Schweizer Autoren, hat durch seine angekündigte Anzeige gegen die schwarz angemalte Fernsehkomikerin Birgit Steinegger wegen angeblichen Rassismus eine gewisse Bekanntheit erlangt. Dass viele Leute diese Anzeige lächerlich finden, interpretiert er offensichtlich als Ausdruck einer zunehmenden Feindseligkeit gegen Gebildete. Mit Hinweis auf einen Sketch in der Satiresendung «Giacobbo/Müller», der Urweiders Anzeige hochnimmt, twitterte er: «<Intellektuell> wird bald wieder – wie ursprünglich – zum Schimpfwort.» Giacobbo und Müller als Hetzer gegen Intellektuelle? Man kann Urweider nur wünschen, er möge doch beim nächsten mutmasslichen Komiker-Malheur, anstatt den Niedergang des gesitteten Abendlandes zu beschwören, einfach wieder einmal herzlich lachen. (rb)

Autoren

Sehnsucht nach der grossen Gefahr

Ernst Jünger gehört zu den kontroversesten Figuren der deutschen Literatur. Eine soeben erschienene kritische Ausgabe seines Werks «In Stahlgewittern» bietet neue Einblicke in sein Denken. Von Florian Vetsch

Er hatte ein abenteuerliches Herz. Von Geburt an schlug es wilder als das der anderen. Beseelt vom Lebensgefühl der Wandervogelbewegung, las der Jugendliche während öder Schulstunden in der Bank heimlich auf den Knien Berichte über den Schwarzen Kontinent, über Afrika. Und sollte dem lockenden Ruf des Fernwehs Folge leisten: Heimlich setzte er sich mit dem Schulgeld nach Frankreich ab, liess sich in Verdun unter Vortäuschung der Volljährigkeit von der Fremdenlegion ausheben, dann von Marseille nach Nordafrika überschiffen und in ein Fort bei Sidi-Bel-Abbès, Algerien, einquartieren.

Von dort desertierte er mit der Absicht, sich nach Marokko durchzuschlagen, wurde aber alsbald aufgegriffen und ins französische Fort zurück verbracht. Sein Vater konnte die drohende Strafe abwenden, ihn juristisch freisetzen und zurück nach Deutschland pressen, unter dem Nachweis seines tatsächlichen Alters. Zu Hause musste der Durchgebrannte dem Vater hoch und heilig versprechen, sich nun voll und ganz auf das Abitur zu konzentrieren. Deshalb begleitete er seine Eltern 1914 nicht in die Sommerfrische, sondern büffelte im Elternhaus in Rehburg auf die gymnasialen Schlussprüfungen, bis Deutschland am 1. August in den Ersten Weltkrieg eintrat und mobil machte – was auch im Leben dieses jungen Mannes alles änderte.

Preussische Disziplin

Bereits am Nachmittag darauf stellte sich Ernst Jünger (geb. 1895 in Heidelberg, gest. 1998 in Wilflingen) als Kriegsfreiwilliger, kaum dem entronnen, was er später abgeklärt «Afrikanische Spiele» (1936) nennen sollte. Jünger begrüsst wie die Mehrheit der deutschen Bevölkerung den Ausbruch des Ersten Weltkriegs; in seinem Fall kam hinzu, dass der Krieg ein nur allzu willkommenes Mittel war, die trockene Schulzeit zu verkürzen und dem bürgerlichen Leben auszuweichen.

So rückte der Neunzehnjährige nach Absolvierung des Not-Abiturs zur dreimonatigen Grundausbildung ein, voller Erfahrungshunger. Hier machte er Bekanntschaft mit preussischer Disziplin, an der sich sein Ungestüm zunächst stiess, der er aber «doch mehr zu verdanken habe», wie er rückblickend einmal notierte, «als allen Schulmeistern und Büchern der Welt». Jünger wurde darauf dem Füsilier-Regiment Nr. 73 zugeteilt, einem renommierten Truppenteil, dessen Mitglieder eine blaue

Armbinde mit der Aufschrift «Gibraltar» trugen – zur Erinnerung an das Hannoversche Garderegiment, das Gibraltar 1779 bis 1783 gegen die Spanier und Franzosen für die Briten tapfer verteidigt hatte.

Krieg erweitert das Bewusstsein

Am 30. Dezember 1914 ging es an die Westfront: «Wir hatten Hörsäle, Schulbänke und Werkische verlassen und waren in den kurzen Ausbildungswochen zu einem grossen, begeisterten Körper zusammengeschmolzen. Aufgewachsen in einem Zeitalter der Sicherheit, fühlten wir alle die Sehnsucht nach dem Ungewöhnlichen, nach der grossen Gefahr. Da hatte uns der Krieg gepackt wie ein Rausch.» Typisch für Jünger ist an dieser Stelle, dass der Krieg als depersonalisierende Kraft erfahren wird, welche die Bewusstseinsgrenzen des Individuums radikal erweitert, sei es in dem genannten Kollektivrausch, sei es später im entfesselt-entfesselnden Wüten der Schlacht oder in der Präsenz des Todes, welche «die Nichtigkeit aller Dinge im Kampf» ständig wachhält.

Von allem Anfang an dabei hatte der Infanteriesoldat, spätere Fähnrich, Leutnant und Kompanieführer Jünger seine Kladden: Notizbücher, in die er die Vorkommnisse des Tages eintrug. Aus dem Konvolut dieser Journale trieb er nach dem Krieg seinen literarischen Tatsachenbericht «In Stahlgewittern» (1920) hervor. Das «Tagebuch eines Stosstruppführers» machte bis zur Ausgabe letzter Hand (1978) zahlreiche Auflagen und Überarbeitungen durch. Die Textgeschichte, in der sich Jüngers Entwicklung spiegelt, kann nun anhand der von Helmuth Kiesel sorgfältig edierten historisch-kritischen Ausgabe in zwei Bänden vollumfänglich eingesehen werden.

«In Stahlgewittern» ist, was die Darstellung unmittelbarer Kriegserfahrungen aus der Sicht eines Kombattanten, was die Einholung soldatischer Wirklichkeit und militärischer Aktionen, an denen Jünger von 1914 bis 1918 teilnahm, betrifft, ein bis heute herausragendes Werk. Es fesselt, schlägt in Bann, geht unter die Haut. Seine Lektüre erschüttert. Nicht zuletzt wegen der vielen Tode, die Jünger beschreibt, wegen der vielen Verluste, die er hinnehmen musste.

Jüngers Kompanie wurde, während er in einem Lazarett wieder kampffähig gepflegt wurde, im August 1916 bei Guillemont fast gänzlich aufgerieben. Das Buch ist den Gefal-



«Wie ein Rausch»: Schriftsteller Jünger 1997, ein Jahr vor seinem Tod.



«Orgie der Vernichtung»: britische Soldaten im Ersten Weltkrieg, 1916.

lenen gewidmet. Selbst wenn wir Heutigen Jüngers Kriegsbegeisterung, seinen Heroismus und ungebrochenen Nationalismus nicht mehr nachvollziehen können, so sollten wir doch anerkennen, dass die «Stahlgewitter» – neben der literarisch potenten Auffaltung des Kriegsgeschehens – auch eine Form von Trauerarbeit leisten. Durch ihre Niederschrift sollte das Trauma der grausamen Bilder gebannt beziehungsweise verringert werden – verwunden liess es sich wohl nie ganz. «Der Staat, der uns die Verantwortung abnimmt, kann uns nicht von der Trauer befreien; wir müssen sie austragen. Sie reicht tief in die Träume.» Die Stelle spricht Bände, und die Abgründe, die sie nur andeutet, strafen jene Lügen, die Jünger Eiskälte und einen Mangel an Empathie vorwerfen.

Vor dem Hintergrund des grossen Sterbens sind die «Stahlgewitter» auch die Geschichte von einem, der sein Leben x-fach aufs Spiel gesetzt und dies trotz mehrfacher Verwundungen überlebt hat, der die «Orgie der Vernichtung» überstanden hat. Für seinen Einsatz erhielt Jünger mehrere gewichtige Auszeichnungen: das Eiserne Kreuz erster Klasse, das Ritterkreuz des Hausordens von Hohenzollern, das goldene Verwundetenabzeichen und zuletzt – als einer von lediglich elf Offizieren

– den auf Friedrich den Grossen zurückgehenden Orden Pour le Mérite, der als militärischer Orden 1918 das letzte Mal vergeben wurde.

Hitler: «Der hat grosse Verdienste!»

Freilich hielt «In Stahlgewittern» die Kriegsbegeisterung wach, freilich nährte das Buch den Nationalismus. Auf die Frage allerdings, ob Jünger ein Nazi gewesen sei, gibt (neben vielen Nachweisen, die hier nicht erbracht werden können) im Kontext der Ehrungen folgende Haltung eine Antwort: Unter den Or-

densrittern des Pour le Mérite und, wie Helmut Kiesel unterstreicht, «speziell auch bei Jünger» war «die Aversion gegen die nationalsozialistische Kriegsführung zu gross», als dass der Orden im Zweiten Weltkrieg erneuert worden wäre; von 1984 bis zu seinem Tod war Jünger der letzte lebende Ritter des militärischen Ordens.

Zur Partei und insbesondere zur Führung des Dritten Reichs blieb Jünger stets auf Distanz. Für die 14. Auflage der «Stahlgewitter», die 1934, ein Jahr nach Hitlers Machtübernahme, erschien, schraubte Jünger den Nationalismus zurück, um nicht mit den Nazis in denselben Topf geworfen zu werden. Seine hohen Auszeichnungen haben allerdings selbst Hitler beeindruckt. Als Goebbels, der auf Jüngers Erfolg als Kriegsautor eifersüchtig war, bei einer Tafelrunde meinte, mit Jüngers zeitkritischem Roman «Auf den Marmorklippen» (1939) sei jetzt genug Heu drunten und man müsse endlich scharf gegen ihn vorgehen, soll Hitler gegrunt haben: «Lasst mir den in Ruhe, der hat grosse Verdienste!»

Doch Jüngers Krieger-Ethos stammte aus einer anderen Zeit. Es beinhaltete Opferbereitschaft bis hin zu einem geradezu verwegenen Wagemut; zu den brenzligen Lieblingsaktionen dieses Heisssporns zählte zum Beispiel die



Meilensteine der menschlichen Kommunikation.



Verwegener Wagemut: Jünger im 1. Weltkrieg.



Forschung: Frau des liberianischen Vai-Stamms.

«nächtliche Schleiche» zwecks Gefangennahme von Gegnern oder Aushebung eines feindlichen Grabens. Zudem aber bestand sein Krieger-Ethos im selbstlosen Einsatz für die ihm anvertrauten Männer sowie im gebotenen Respekt gegenüber dem Gegner. Manche würden hierzu als Gegenargument zum Beispiel einwerfen, dass doch, gemäss dem postum erschienenen «Kriegstagebuch 1914–1918», dem jungen Fähnrich angesichts eines auf dem Schlachtfeld aufgefundenen Mittelhandknochens die degoutante Idee durch den Kopf fuhr, daraus eine Zigarettenspitze herstellen zu lassen. Doch diese Stelle, die keinen Eingang in die «Stahlgewitter» fand, weil sie Jünger offenbar selbst zu problematisch war, ist nur ein provokatives Beispiel für den stereoskopischen Blick dieses Autors, welcher es ihm erlaubte, Phänomene einerseits nüchtern, kühl, sachlich zu betrachten, andererseits aber auch unter ihrem rein ästhetischen Gesichtspunkt.

Scharfe Kritik an der Zerstörungswut

Die Beispiele dafür aus Jüngers Werk sind Legion; das berühmteste bieten die «Strahlungen» (1949), die Tagebücher aus dem Zweiten Weltkrieg, in denen der Wehrmachtsoffizier Jünger erzählt, wie er im Mai 1944 auf der Dachterrasse des Hotels «Rembrandt» in Paris,

durch ein Glas Burgunder und darin schwimmende Erdbeeren blickend, einen Fliegerangriff der Alliierten verfolgte: «Die Stadt mit ihren roten Türmen und Kuppeln lag in gewaltiger Schönheit, gleich einem Blütenkelch, der zu tödlicher Befruchtung überflogen wird.» Solche ästhetisierenden Überhöhungen liegen auch in den «Stahlgewittern» vor, etwa wenn der Autor «das kampferwühlte Reich der Infanterie» als «heroisches Relief» einstuft, einen Handgranatenwechsel mit einer feindlichen Truppe als «Ballett» deutet oder wenn er die Kampfeschilderungen mit Anspielungen auf die «Ilias» oder das «Nibelungenlied» durchsetzt und damit mythisch auflädt.

Solche Ästhetisierungen verhindern jedoch nicht, dass Jünger sich selbst einer schonungslosen Selbstbeobachtung unterwirft und das in ihm schlummernde Berserkerpotenzial nicht unterschlägt. Auch brandmarkt er «das Abbröckeln der Kriegszucht» und kritisiert scharf die sinnlose Zerstörungswut der deutschen Armee auf dem Rückzug aus Frankreich.

«Dass wir ihn verloren haben»

Siebzig war längst verweht. Den im Mittel alle 76 Jahre erscheinenden Kometen Halley hatte er zweimal gesehen, einmal mit den Eltern und Geschwistern 1910 in Rehburg, dann 1986 in Kuala Lumpur. Das Zentenarium rückte in Sicht. Der Nestor der deutschen Literaturgeschichte liess sich noch immer keine Treppe hinaufhelfen und machte seinen täglichen Waldgang.

Seit Jahrzehnten lebte er in Wilflingen, in der Oberförsterei des stauffenbergschen Schlosses. Seine Tagebücher hatten ihn zum Chronisten des 20. Jahrhunderts gemacht. Seine ethnologischen Interessen und seine naturwissenschaftlichen Forschungen liessen ihn immer wieder weite Reisen auf dem ganzen Erdball unternehmen; die Ersteren führten unter anderem dazu, dass er zum Ehrenhäuptling des afrikanischen Stammes der Vai in Liberia gewählt wurde, die Letzteren brannten den Namen «Ernst Jünger» auch den exakten Wissenschaften ein: Der Entomologe hatte auf seinen «Subtilen Jagden» fünf Käfer- und zwei Schmetterlingsarten entdeckt.

Dem nicht genug, hatte er mit «Annäherungen – Drogen und Rausch» (1970) einen Meilenstein der Drogenliteratur verfasst, Baudelaires «Paradis artificiels» vergleichbar. Darauf angesprochen, was denn das Schlimmste am Ersten Weltkrieg gewesen sei, schnarrte der Greis, der 1998 im Alter von fast 103 Jahren sterben sollte, zuverlässig: «Dass wir ihn verloren haben.»

Ernst Jünger: In Stahlgewittern. Historisch-kritische Ausgabe. Hrsg. von Helmuth Kiesel. 2 Bände im Schubert, 1245 S. Klett-Cotta, 2013. Fr. 97.–

Jazz

Karibik imaginaire oder «Latin remembered»

Von Peter Rüedi

Seit es die Deutschen gibt, zieht es sie in den Süden. Nach Italien: zuerst Odoaker und Co. mit der Völkerwanderung, dann das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, darunter die Staufer mit dem «italienischsten» deutschen Kaiser von allen, Friedrich II. In der Neuzeit natürlich all die Italien-Sehnsüchtigen des 18. Jahrhunderts, allen voran Goethe («Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn»), dann die grossen Historiker des 19. Jahrhunderts (Mommsen, Gregorovius et cetera und der grosse Basler Jacob Burckardt). Nicht zu vergessen die Jugendbewegten des Monte Verità. Dagegen ist die Toskana-Fraktion der Altachtundsechziger eine Fussnote. Aber auch entferntere Arkadien suchten Deutsche mit der Seele, zum Beispiel jene, die vom *Latin fever* befallen waren, der Leidenschaft für karibische Musiken und Synkretismen. Unvergessen Hubert Fichtes Buch «Xango». Oder das Orchester, das der 2010 verstorbene Posaunist Rudi Fuesers *Conexión Latina* nannte, eine der besten Salsa-Bands weltweit. Sie spielte sozusagen den Originaltext.

Das Unternehmen, das der Berliner Pianist und Latin-Aficionado Sebastian Schunke, 40, für eine erste CD mit dem mystisch-magischen Titel «Genesis. Mystery and Magic» organisierte, ist von anderer Art. Wie sich viele Jazzer seit ein paar Jahrzehnten auf die Suche nach einer *folklore imaginaire* machen, hat Schunke mit seinem hochbesetzten Sextett so etwas wie eine imaginäre *Latin music* im Sinn. Mit einer originalen Rhythmik (Pernell Saturnino aus Curaçao und Diego Pinera aus Uruguay) konfrontiert er Solisten aus dem Jazzkontext, sich selbst am Piano, den in New York lebenden russischen Trompeter Alex Sipiagin, den österreichischen Wahl-New-Yorker Hans Glawischnig am Bass und den vielseitigsten Posaunisten der europäischen Szene, Nils Wogram. Das ergibt eine differenzierte, gleichzeitig komplexe mitreissende Musik. Mit viel Raum für die brillanten Solisten. Fein ziselierter moderner Jazz über einem karibischen Palimpsest, sozusagen. *Latin remembered* oder eine sentimentalische Reise ins Afrokubanesche. Wunderbar.



Sebastian Schunke: Genesis, Mystery and Magic. nWog Records nwog008

Top 10

Knorr's Liste

1	Enough Said	★★★★★
	Regie: Nicole Holofcener	
2	12 Years a Slave	★★★★★
	Regie: Steve McQueen	
3	Philomena	★★★★★
	Regie: Stephen Frears	
4	The Wolf of Wall Street	★★★★★
	Regie: Martin Scorsese	
5	Nebraska	★★★★★
	Regie: Alexander Payne	
6	La vie d'Adèle	★★★★★
	Regie: Abdellatif Kechiche	
7	Disconnect	★★★★☆
	Regie: Henry Alex Rubin	
8	A Touch of Sin	★★★★☆
	Regie: Jia Zhangke	
9	Akte Grüninger	★★★☆☆
	Regie: Alain Gsponer	
10	Die schwarzen Brüder	★★★☆☆
	Regie: Xavier Koller	

Kinozuschauer

1 (1)	The Wolf of Wall Street	35 065
	Regie: Martin Scorsese	
2 (2)	12 Years a Slave	18 430
	Regie: Steve McQueen	
3 (-)	Akte Grüninger	12 844
	Regie: Alain Gsponer	
4 (-)	47 Ronin (3-D)	12 281
	Regie: Carl Rinsch	
5 (5)	Philomena	7 185
	Regie: Stephen Frears	
6 (3)	Homefront	6 988
	Regie: Gary Fleder	
7 (7)	Fünf Freunde 3	6 607
	Regie: Mike Marzuk	
8 (4)	Der Medicus	5 624
	Regie: Philipp Stölzl	
9 (9)	Frozen	4 978
	Regie: Chris Buck	
10 (-)	Minuscule	4 907
	Regie: Hélène Giraud / Thomas Szabo	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (-)	Riddick (Impuls)
2 (1)	Red 2 (Ascot Elite)
3 (-)	Chroniken der Unterwelt (Rainbow)
4 (2)	White House Down (Sony)
5 (3)	R.I.P.D. (Universal)
6 (-)	Conjuring (Warner)
7 (4)	Wir sind die Millers (Warner)
8 (-)	One Direction (Sony)
9 (8)	Planes (Disney)
10 (7)	Elysium (Sony)

Quelle: Media Control



Raus aus dem ritualisierten Provinzdasein: Goalie (Marcus Signer).

Kino

Immer locker vom Hocker

Im Szene-Film «Der Goalie bin ig» überzeugen Darsteller und Klima – und vor allem die Dialoge.

Von Wolfram Knorr

Es gibt Filme, die als «typisch» für eine Dekade gelten, wenn ihre Geschichten in einem ganz speziellen Ambiente spielen und ein Lebensgefühl, eine Stimmung am Beispiel von Erfahrungen, Beobachtungen, Situationen gültig widerspiegeln. «Easy Rider» gehört zu dieser Spezies. In der Schweiz mögen Alain Tanners «Le retour d'Afrique» (1973) dazugehören und vielleicht auch «E Nachtlang Füürland» (1982) von Clemens Klopfenstein und Remo Legnazzi. Im Mittelpunkt stehen immer Jargon, Gehabe, Denk- und Fühlweisen, Stärken oder Schwächen einer Generation. «Der Goalie bin ig» von Sabine Boss («Ernstfall in Havanna»), nach dem gleichnamigen Roman des Dialektautors Pedro Lenz, erfüllt alle Voraussetzungen, ein solcher «generationstypischer» Film zu werden. Hier stimmen Klima, Jargon, Gehabe, Fühlweisen – und vor allem die Dialoge.

Der Szenetyp Goalie (Marcus Signer) kehrt nach einem Jahr Knast wegen eines Drogendeals in sein Kaff Schummertal zurück, in dem sich nix geändert hat. Bei den Stammbeizbesuchern so wenig wie bei ihrem Geschwafel; als hockten sie auf Leim. Doch der Rückkehrer, vorbestraft, Ex-Junkie, will sein Gammeldasein aufgeben, neu beginnen, aus der Erstarrung raus, auf Distanz gehen. Nur bei Regula (Sonja Riesen) nicht, der Bedienung im «Maison», die er mag, in die er sich verknallt hat. Doch die ist in festen, eifer-

süchtigen Händen. Goalie bleibt locker, findet einen Job in der lokalen Porzellanmanufaktur, bekommt Geld von Kumpel Ueli (Pascal Ulli), das er für Mietschulden braucht. Über Uelis Freigebigkeit erstaunt, möchte er endlich wissen, wieso die Bullen von seinem Deal wussten. Ueli hatte ihn eingefädelt, Goalie wurde erwischt, hat aber niemand verpiffen. Jetzt will er eine Antwort, und so schleicht sich mit schöner Beiläufigkeit eine Krimi-Handlung in das Locker-vom-Hocker-Porträt einer Mittdreissiger-Generation, die aus ihrem ritualisierten Provinzdasein raus will, aber es nicht fertigbringt.

Freundschaft und Ehre

Pedro Lenz, der die gleichnamige literarische Vorlage des Films schrieb, schickt seinen Helden nicht auf einen Aussteiger-Strich, der Goalie ist kein Verweigerer des kapitalistischen Systems, aber auch keiner, der sich ins alternative Körbchen verabschiedet, sondern einer, der sich überall irgendwie fehl am Platz fühlt, weil er noch an Tugenden wie Freundschaft und Ehre glaubt. Als Bub hatte er Ueli vorm Verprügeln gerettet und wird seitdem Goalie genannt. Darauf ist er noch immer stolz; ihm schwant aber, dass die Freunde ihn deshalb benutzt haben könnten.

Nicht zuletzt daraus resultiert der Sog, die Spannung des Films, dass man denkt, jeden

Moment müsste doch Goalie mal der Kragen platzen, müsste er zuschlagen, abhauen. Aber das Leben geht eben weiter. Marcus Signer als Goalie, im Kraftfeld zwischen verpenntem Chaoten und Antreiber, ist in seiner Flatterbold- und Grüblerhaltung ein bestens getroffener Typus, den man zu kennen glaubt, und Sabine Boss inszeniert das Milieu in flirrender Balance zwischen Distanz und Emotionalität. ★★★★★☆

Weitere Premieren

Mandela — Eigentlich ist der Film ein Medium, das wie das Krümelmonster alles «frisst» und bestens verdaut, von Historienepen über Politfilme bis zu Biopics. Doch es gibt auch zeitgeschichtliche Persönlichkeiten, an denen sich der Film die Zähne ausbeisst und sie restlos verliert; zu diesen Persönlichkeiten zählt Nelson Mandela. Clint Eastwood war mit seinem Mandela-Porträt «Invictus» (2009) clever, weil er nur einen Aspekt aus Mandelas Leben herausgriff, der gleichzeitig das Besondere dieser singulären Figur zum Ausdruck brachte. Justin Chadwick und sein Autor William Nicholson aber wollen gleich die ganze Vita dieses Mannes in den Griff bekommen – und scheitern. Das beginnt schon bei der Besetzung. Idris Elba, bekanntgeworden durch die Serien «The Wire» und «Luther», ein ausgezeichnete Schauspieler, ist die falsche Besetzung, vielleicht gerade deshalb, weil er sich bemüht, Mandelas Gang



Falsche Besetzung: Idris Elba als Mandela.

Fragen Sie Knorr

«Nebraska» ist ein toller Film und die Verwendung des Schwarzweissmaterials reizvoll, obwohl ich erst misstrauisch war. Schliesslich leben wir in einer farbigen Welt. Warum also schwarzweiss?

W. B., Adliswil

Der Farbfilm ist so alt wie das Medium, nur war das Monochrome dagegen billiger und unkomplizierter. In den späten fünfziger Jahren kam es zu einer Renaissance des Schwarzweissfilms, was nicht nur eine Kostenfrage war. In eu-



ropäischen Ländern wie Italien und Frankreich war es lange ausgesprochen chic. Vor allem spielte man mit grobkörnigen Effekten, die ein Flair von Authentizität bewirkten. Erst mit der Videotechnik liessen sich auch mit Farben ähnliche Stimmungen erzeugen. Heute ist das Monochrommaterial teurer als das Farbmateriale. Wenn in Filmen wie «Nebraska» damit gearbeitet wird, dann, weil es eine besonders poetische, dem Leben «entfremdete» Atmosphäre erzeugen soll.



Hollywood recycelt: Neuer «Robocop».

Robocop — Hollywood recycelt, was das Zeug hält, so auch Paul Verhoevens Klassiker des halbrobotischen Cops. Den spielt diesmal ein Schwede (Joel Kinnaman). Die Tricks sind noch perfekter, die Ballerszenen noch wilder und der Inhalt öder. ★★★★★☆

Vaterfreuden — Matthias Schweighöfer, die Nervensäge des deutschen Films, wildert mit Komödien («Schlussmacher») ein wenig im Revier Till Schweigers, ist aber immer eine Spur anzüglicher. Felix (Schweighöfer) wird von seinem Bruder und seinem Frettchen heimgesucht, das ihm in den Pimmel beisst (Brüller), worauf er nicht mehr zeugungsfähig ist, aber trotzdem Vater werden will. ★★★★★☆

Free Birds — Der heissumkämpfte Animationsmarkt hat zwar inflationäre Ausmasse angenommen, aber nicht qualitätssteigernde. Ein Truthahn kämpft gegen Thanksgiving, an dem bekanntlich Truthähne gefuttert werden. Ein ziemlich müdes Gegacker. ★★★★★☆

ropäischen Ländern wie Italien und Frankreich war es lange ausgesprochen chic. Vor allem spielte man mit grobkörnigen Effekten, die ein Flair von Authentizität bewirkten. Erst mit der Videotechnik liessen sich auch mit Farben ähnliche Stimmungen erzeugen. Heute ist das Monochrommaterial teurer als das Farbmateriale. Wenn in Filmen wie «Nebraska» damit gearbeitet wird, dann, weil es eine besonders poetische, dem Leben «entfremdete» Atmosphäre erzeugen soll.

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Legenden

Wundervolle Übermutter

Von Christian Jott Jenny

Eine Stimme, die mich schon als Kind zum Weinen gebracht hat, ist jene von Margrit Rainer. Und sie rührt mich immer noch zu Tränen. Kassettenrekorder auf, «Jim Knopf»-Tape rein – und schon ist es da: dieses warme Gefühl für eine wundervolle Übermutter, die man als Kind stets liebte, auch wenn man eigentlich mit der eigenen Mutter sehr glücklich war. Dies nicht durch Glamour oder Vollkommenheit, sondern durch ihre ehrliche Einfachheit. Max Rüeger erwähnte richtigerweise einmal, dass die «Stupsi», wie sie von Freunden liebevoll genannt wurde, immer etwas «danebenlag». Genau dieses unperfekte Daneben ist es, was die Frau und ihre Stimme derart unsterblich macht.

«Drum wänns eine git, mis Chind» – wer kennt es nicht, das etwas überholte Lied der Mutter an die Tochter. Ständig etwas grosszügig in der Intonation. Sie traf den Ton nicht immer, dafür das Herz. Es gab nur noch eine Opernsängerin, die sich eigentlich als singende Schauspielerin sah, die ein ähnliches Phänomen an den Tag legte: Maria Callas.

In unserem neuen Stück «Euse Rainer chönnt das au!» – würdigen wir Margrit Rainer, lassen all ihre Lieder und Hits (meist komponiert von Hans Moeckel oder Paul Burkhard und nach Texten von Wollenberger) nochmals erklingen und schauen mit Ironie und Ehrfurcht zurück auf ihr Wirken. Besonders stolz bin ich, dass wir eine grandiose Combo aus teils jungen Jazzmusikern und Klassikern zusammenstellen konnten, die in der dritten Generation diese Musik immer noch auf den Punkt bringt, ohne sie intellektuell zu verschlimmbessern. Also durchaus auch ein beschwingter Abend für Menschen unter 75!

Eine längst fällige Hommage an eine Ikone, die bestimmt in Hollywood gelandet wäre: wenn sie nicht Zürcherin gewesen wäre. Immerhin hat ihr die Stadt Zürich in Neu-Oerlikon eine Strasse gewidmet: die Margrit-Rainer-Strasse. 200 Meter lang und eine Sackgasse.

Euse Rainer chönnt das au! Hommage von Christian Jott Jenny an Margrit Rainer zum 100. Geburtstag. Ab 6. Februar im Theater Rigiblick, Zürich.

Die glorreichen Sechs

Schach-Titanen in Zürich; vergessener Mantel an der Vernissage; Ex-Miss-Schweiz in der Kirche. Von *Hildegard Schwaninger*



Jahrhundertereignis: Magnus Carlsen an der Zurich Chess Challenge 2014.

Während sich die Gladiatoren des Wintersports (Ski, Polo) in St. Moritz Wettkämpfe lieferten, massen sich im Hotel «Savoy» in Zürich die Titanen des Schachspiels. Die Luft war dort zwar weniger gut, dafür war es ein Jahrhundertereignis: Die Zurich Chess Challenge 2014 war das stärkste Turnier der Schachgeschichte. Die Leute standen Schlange vor dem Ballroom des «Savoy».

Star war natürlich der 23-jährige Norweger **Magnus Carlsen** (das Schachwunder hat **Bill Gates** in neun Zügen mattgesetzt), der sein erstes öffentliches Turnier spielte, nachdem er im November 2013 in Chennai den Weltmeistertitel errungen hatte. Das norwegische Fernsehen war da und übertrug die Spiele live. **Viswanathan Anand**, den Carlsen entthront hatte, war einer der Spieler sowie **Hikaru Nakamura**, **Fabiano Caruana**, **Boris Gelfand**.

Um den Armenier **Lewon Aronjan** zu sehen, fuhr **Charles Aznavour** mit der Diplomatenlimousine vor. Der Sänger, Botschafter Armeniens in der Schweiz, gab im «Savoy» einen kleinen Empfang, dann mischte er sich unter die Zuschauer. Man könnte meinen, Zuschauen beim Schach sei nicht besonders spannend. Was gibt es da zu schauen, wenn ein Spieler eine Viertelstunde über dem nächsten Zug brütet? Drei Spiele werden auf der Leinwand gleichzeitig gezeigt, die Gedankengänge der Grossen nachzuvollziehen, ist spannend. Ein

Mann reiste extra aus Georgien an, fünf Stunden Flug, um zwei Tage dabei zu sein. Eine nordische Schönheit sass stundenlang in der ersten Reihe im Zuschauerraum: **Natalia Skwortsova**, die Frau des russischen Geschäftsmanns **Oleg Skwortsov**, der das von der Schachgesellschaft Zürich organisierte Turnier finanziell unterstützte. Die Grossmeister wohnten im Hotel «Savoy». Direktor **Manfred Hörger** beschreibt sie als «angenehme Gäste, das Einfachste vom Einfachen, sie wollen nur ihre Ruhe haben».



Bunte Blumen: Galeristin Ursula Koller.

Ursula Koller, die Ehefrau des Galeristen **Pierre Koller**, ist Malerin und hat eine Galerie (Kunst im West), wo sie Künstler vorstellt, die sie gut findet und deren Werke noch

bezahlbar sind. Kürzlich kam **Ercole Pignatelli** zum Handkuss, ein Maler aus Lecce. In barocker *italianità* malt er Blumen, Wolken, Landschaften. In Italien ist er schon bekannt, in der Schweiz war das seine allererste Ausstellung.

Das Kaufinteresse der Vernissagebesucher hielt sich in Grenzen (Ursula Koller: «Die Zürcher sind spröde.»). Sie selbst kaufte ein paar Bilder, und im Gegenzug kaufte Pignatelli ein paar Bilder von ihr (ebenfalls bunte Blumen und fröhliche Landschaften). Der Maler organisiert ausserdem eine Ausstellung für Ursula Koller im Castello Carlo V in Lecce. Pierre Koller, der Grandseigneur des Zürcher Kunstmarktes, der seine Frau in allen Belangen unterstützt, lud nach der Vernissage ins Restaurant «Napoli».

Das italienische Restaurant mit markantem Ambiente wird seit vierzehn Jahren von Gerardo geführt, der früher Kellner in der «Kronenhalle» war. Man feierte bis zwei Uhr früh.

Unter den Gästen war auch der Kunsthistoriker **Christian von Faber-Castell**. Pignatelli und seine Frau **Gabriella** gingen etwas früher, wobei sich der Maler an der Garderobe den falschen Mantel schnappte. Dieser war 12 000 Franken wert, und der Besitzer, ein Ungar, der im «Baur au Lac» logierte, fand glücklicherweise im Mantel von Pignatelli die Vernissageeinladung, die ihn auf die richtige Spur zu seinem Mantel führte.



Künstlerische Ader: Ex-Miss Fässler.

Bei einem Konzert in der Kirche St. Peter war **Patricia Fässler** als Moderatorin angesagt. Die Miss Schweiz 1993 war immer humanitär engagiert, das Kirchenkonzert war zugunsten der Eleonorenstiftung des Kinderspitals Zürich. Fässler hat abgesagt; die Sänger mussten ihre Auftritte selber moderieren. Fässler, die als Fotografin ihre künstlerische Ader auslebt, hätte das Charity-Konzert gratis moderiert. Um Geld braucht sie sich nicht mehr zu sorgen. Seit sie den Sohn von Kunstmäzen **Andreas Reinhart** geheiratet und ihm auch gleich einen Erben geschenkt hat, gehört Fässler zum Winterthurer Geldadel.

Im Internet

www.schwaningerpost.com

Für immer und ewig

Die Literaturprofessorin Emily Rapp, 30, verlor im vergangenen Jahr zwei grosse Lieben: Ihr kleiner Sohn starb an einer schrecklichen Krankheit. Daran zerbrach auch ihre Ehe. *Teil 1*



Königliche Rüstung: Ronan Rapp.

Abschied: In der Nacht, als mein Ein und Alles, meine grösste Liebe, starb, träumte meine Freundin Jenny von ihr. Im Traum stand Ronan am Rande des Ozeans, neben einem Boot. Er trug eine Art königliche Rüstung, und sein Haar wehte lang und blond unter seinem Helm hervor. Er habe schön und stark ausgesehen, sagte Jenny, und stolz. Er war auf dem Weg zu neuen Abenteuern, bereit zu einem Leben am anderen Ufer. Sein Haar verstreuten wir später aus einem Heissluftballon über dem Rio Grande, und später stellte ich mir vor, dass vielleicht Vögel aus einigen Strähnen ein Nest bauen würden.

Die Diagnose: Ich sass mit Ronan auf dem Untersuchungsstuhl. Er war neun Monate alt. Der Arzt leuchtete ihm mit einer Taschenlampe in die Pupillen und sagte: «Oje.» «Oje» hatte mein Vater gesagt, als meine Eltern von meiner angeborenen Fehlbildung erfahren hatten, wegen der mir im Kindesalter das linke Bein amputiert werden musste. Mein Baby auf dem Schoss, wusste ich, dass etwas Schreckliches geschehen würde. Der Arzt sagte: «Es ist Tay-Sachs. Es gibt keine Rettung.» Ich hatte einen Zusammenbruch. Unser Kind würde keine drei Jahre alt werden. Es war nicht nur ein Todesurteil. Die Aussicht auf das furchtbare Leiden, das mit dem Sterben meines Sohnes einhergehen würde, liess meine Welt in tausend Stücke zerfallen.

Tay-Sachs-Syndrom: Später erfuhr ich, dass der pränatale Standardtest beim Tay-Sachs-Syndrom nur die neun häufigsten Mutationen abdeckt. Ich hätte einen kombinierten Gen-Enzym-Test oder eine DNA-Sequenzierung verlangen müssen, doch das wusste ich nicht. Es ist die beschissenste Krankheit aller Zeiten: Es gibt keinerlei Heilungschancen für die Opfer dieser neurologischen Störung. Die volle Last des Verlustes fühlte ich ab dem Tag der Diagnose. Das Ende stand bereits am Anfang fest, für die Hoffnung gab es keinen Platz. Die beiden Jahre dazwischen sind die Geschichte einer bedingungslosen Liebe. Ronan hat seine Liebe nie auf konventionelle Weise auszudrücken vermocht – durch Worte, Handlungen, Mimik oder Gestik –, was die Geschichte in gewisser Weise auch zu einer Geschichte über die unerwiderte Liebe macht. Wenn man jemanden liebt, aber die Liebe wird vom anderen nicht wahrgenommen – ist diese Liebe dann vergeudet? Heute weiss ich, dass keine Liebe je vergeudet ist, aber ich glaube auch, dass jede starke Liebe den Schrecken und die Gefahr von grossem Verlust birgt.

Geist in Flammen: Ich wollte keine Lösungen oder schnelle Antworten, sondern den unverfälschten Prozess des Umkreisens und Überdenkens, ohne mich auf etwas festzulegen. Mein Geist stand in Flammen und schützte mich in den unerträglichen Augenblicken des physischen Erlebens, wenn ich glaubte, an Trauer, Hilflosigkeit und Wut zu sterben. Ich fand Trost in den Büchern von John Calvin und in den Gedichtbänden von Louise Glück und Sylvia Plath. Was wollen wir, wenn wir jemanden vollkommen lieben? Wir wollen, dass jeder unser unbegreifliches, stotterndes Herz versteht. So begann ich, unsere Geschichte aufzuschreiben: wie Ronan den grössten Teil seines Lebens von mir weglitt und dann ganz verschwand.

Doppelter Verlust: Es waren zwei extreme Jahre, die mein Leben für immer prägen. Als mein Kind starb, war ich erleichtert: Sein ungeheures Leiden war zu Ende. Meine Ehe war schon zuvor zerbrochen, mein Mann und ich konnten uns nicht bis zum Tod unseres geliebten Kindes beistehen. Wir zerbrachen als Paar am Schicksal, vor allem aber an uns selbst.

Teil 2 in der nächsten *Weltwoche*

Emily Rapp: Versöhne dein Herz: Was mich das viel zu kurze Leben meines Sohnes lehrte. Eden Books. 240 S., Fr. 29.90
Protokoll: Franziska K. Müller

Moralpause

Von *Andreas Thiel* —
Eine Bundesrätin im
Bundeshaus-Café.

Leuthard: Guten Morgen, ich hätte gerne einen Kaffee mit Milch und Zucker.

Kellner: Tut mir leid, aus Protest dagegen, dass Lebensmittelhändler Geschäfte mit Lebensmitteln machen, machen wir keine Geschäfte mehr mit Lebensmittelhändlern. Kaffee und Zucker sind Grundnahrungsmittel, welche allen Menschen zugänglich sein sollten. Deshalb haben wir sie von der Karte gestrichen. Und Milch gibt es auch keine mehr. Der einzige Lieferant, der bereit gewesen war, seine gesamte Lieferwagenflotte auf Elektroantrieb umzustellen, ist in Konkurs gegangen, nachdem wir ihm trotzdem keine Milch abkauften, weil er sich weigerte, auch noch den teureren Solarstrom zu beziehen.

Leuthard: Dann nehme ich halt einen frisch gepressten Orangensaft.

Kellner: Gibt es leider auch nicht mehr. Aus Protest gegen die israelische Siedlungspolitik in Palästina kaufen wir keine Orangen mehr aus Israel.

Leuthard: Dann kaufen Sie doch Orangen aus Spanien oder sonst wo.

Kellner: Niemals! Das könnte als antisemitisch missverstanden werden und würde zudem die palästinensischen Plantagenarbeiter diskriminieren.

Leuthard: Gibt es wenigstens einen Tee?

Kellner: Leider nein. Aus Protest gegen den Sklavenhandel, der früher teilweise mit denselben Schiffen abgewickelt wurde, welche auch Teefrachten aufnahmen, boykottieren wir die Teeindustrie. Zudem sparen wir so Wasser und Strom.

Leuthard: Wer hat das alles entschieden?

Kellner: Die neue Chefin.

Leuthard: Wo ist denn der alte Chef?

Kellner: Dem wurde gekündigt.

Leuthard: Wieso?

Kellner: Das Gleichstellungsbüro fand heraus, dass er die neue Geschlechterquote nicht mehr erfüllte.

Leuthard: Oje, meine Pause geht wohl um, ohne dass ich einen Kaffee getrunken habe.

Kellner: Na wunderbar. Dann haben Sie in dieser Pause wenigstens nichts falsch gemacht.

Andreas Thiel, ist Schriftsteller und Kabarettist.



Die Zirkusdirektorin

Anna Dello Russo, *Editor at Large* bei der japanischen *Vogue*, ist eine der meistfotografierten Frauen der Modewelt. Seit Anfang Woche ist sie wieder im Dauereinsatz. Von Jeroen van Rooijen



Bunteste Barbie der Modewelt: Fashionista Dello Russo.

Mit dem Erscheinen dieser Ausgabe der *Weltwoche* endet für die Modebranche die halbjährliche Schonzeit: In New York beginnt die Fashion Week. Der Startschuss zur Catwalk-Saison in Manhattan ist für Fashionistas zu vergleichen mit dem Ende des Ramadan für Muslime: Endlich gibt's wieder Nahrung. Das ist durchaus wörtlich gemeint, denn für angefressene Modemenschen wie Anna Dello Russo ist Mode so essenziell wie Essen. Wer die Fotos der 51-jährigen Italienerin mit Wohnsitz Sarajevo studiert, erkennt, dass es ihr damit ernst ist: Lieber *dinner skipping* als eine Schau verpassen!

An der aufgedonnerten Modepuppe mit der Physiognomie einer Stabheuschrecke führt seit fünf Jahren kein Weg mehr vorbei. Seit Modeblogs zum globalen Phänomen wurden und Anna Dello Russo zu ihrem Lieblingsmotiv erkoren wurde, ist sie omnipräsent. Andere machen sich mit zunehmender Bekanntheit rar – nicht so Dello Russo. Sie wirft sich förmlich vor die Kameras der *street-style snapper*.

Anna Dello Russo wurde 1962 in Bari geboren, studierte Literatur und Kunstgeschichte, belegte Modekurse an der Domus Academy in Mailand und begann ihre Karriere in der italienischen Filiale von Condé Nast, für die sie über ein Jahrzehnt lang arbeitete. Man nennt diese Jobs, die aus dem Zusammenstellen von Outfits für Fotoshootings, dem Zurechtzupfen der Klamotten auf dem Set und Cappuccino-Trinken mit PR-Damen bestehen, im Fashion-Slang *Editor*, obwohl es, abgesehen von Bildlegenden, nie ums Editieren geht. Egal, solche Titel haben andere Aufgaben als Fortbildung. Seither ist sie zum *Editor at Large* aufgestiegen. So werden Angestellte genannt, die zu reif fürs Kistenschleppen sind und ein Heer junger Assistentinnen haben. Als solche ist Dello Russo – die bunteste Barbie der Modewelt – nun modische *direction* der japanischen *Vogue*. Eine Idealbesetzung: Niemand nimmt – ausser Dello Russo selbst – die Modemacher so ernst wie die Japaner.

Inzwischen hat Dello Russo, die in Mailand zwei Apartments voller Kleider und Schuhe besitzt, einen Blog und eine T-Shirt-Kollektion lanciert sowie eine Accessoires-Kollektion für H & M entworfen. Was ihre Bedeutung als meistfotografierte Modefachfrau im Internet zementiert hat. Sie ist zur Direktorin in einem Zirkus von Exoten geworden. Dafür leistet sie Schwerstarbeit: Täglich taucht sie mehrfach in neuen Outfits auf, akribisch abgestimmt auf den Modeschaukalender. Bei Diane von Fürstenberg trägt sie bunte Wickelkleider, bei Alexander Wang Neopren-Bomberjacken, bei Marc Jacobs schrille Sweater. Diese Servilität im Dienste der Eitelkeit hat zweifellos etwas Oberflächliches. Deshalb ist es gut zu wissen, dass Anna Dello Russo durchaus über sich selbst lachen kann: «Schauen Sie lieber meine Klamotten an als mein Gesicht, denn das ist nicht besonders sehenswert.»

Statement-Kopfhörer

- 1 Früher trugen nur Nerds und Hi-Fi-Freaks grosse Kopfhörer – und sahen damit aus wie Deppen. Inzwischen ist ein Kopfhörer ein Modeaccessoire und ein Statement, mit dem man sich Subkulturen zuordnet. Mitschuldig an dieser Entwicklung sind nicht nur die Hip-Hopper, sondern auch Hersteller wie **Urbanears** aus Schweden, die mit dem bunten Modell «Plattan» die Sehnsucht der iPod-Menschen nach Individualität befriedigen. 98 Franken, www.nubuc.ch
- 2 Der Name **Marshall** wirkt auf Fans von klassischem Rock elektrisierend: Ohne die Verstärker von Jim Marshall wäre die Entwicklung der Musik ab 1960 anders verlaufen. Den guten Ruf hat die Marke nun geschickt auf das boomende Segment der Kopfhörer übertragen – das Logo prangt unbescheiden auf den beiden schwarzen Ohrmuscheln des Modells «Major». 129 Franken, www.marshallheadphones.com
- 3 Nach dem Zweiten Weltkrieg begann Jörg **Sennheiser** in Norddeutschland mit dem Bau von Kopfhörern. Aus der Werkstatt ist inzwischen ein Weltkonzern geworden, der sorgfältig sein deutsches Image pflegt. Wer der Umwelt mitteilen will, dass es ihm um Sound-Qualität geht, der trägt den «Momentum». 249 Franken, www.dataquest.ch
- 4 Wenn sich eine Marke «We are the superlative conspiracy» nennt, tritt man zurück, um nicht auszurutschen. Erstaunlich, dass man mit so bescheuerten Statements einen Welthit landen kann. «Cymbal» von **Wesc** kostet 139 Franken, www.sk8shop.ch.
- 5 Wem es ernst ist mit der Musik, der trägt einen «P5» von **Bowers & Wilkins**. Bis vor zwei Jahren baute die britische Firma nur Lautsprecher. Kenner loben die originalgetreue Wiedergabe und den seriösen Style der Geräte. 369 Franken, www.brack.ch



Die Anti-Jacke



Riecht ein bisschen streng: Barbour-Jacke.

Es gibt in der Welt der Textilien wenige Dinge, die sich so hartnäckig halten wie die Barbour-Jacke. Sie ist nicht besonders schön, nicht besonders praktisch, riecht ein bisschen streng und hat einen wenig pfiffigen Schnitt – doch wird sie genau dafür geliebt, sich nicht vor den Maximen der Mode zu verbiegen. Die gewachste Jacke ist so etwas wie das Statussymbol der strammen Wertkonservativen und Modeverweigerer (etwa Prince Charles). Wer Barbour trägt (zumindest das klassische Modell), isst Schweinshaxe, fährt Land-Rover und mag Blockhütten. Ironischerweise ist das alles im Moment sogar hip.

Hat das Stil?

Leser fragen, Jeroen van Rooijen antwortet

Gibt es schöne Hausschuhe für Damen, die nicht aussehen wie Kleinmädchenpuschen oder klobige Filzpantoffeln der sieben Zwerge? V. M., Winterthur



Das deutsche Label Pam-puschen hat diese Nische in den letzten Jahren erfolgreich besetzt und gilt inzwischen als Patentlösung für diese Art von Nöten. Nun habe ich eine noch hübschere Variante entdeckt, und zwar sind es die Textilslippers von Toms+, einer amerikanischen Firma, die pro Paar Schuhe, die sie verkauft, ein zweites Paar Schuhe an Bedürftige in der Dritten Welt verschenkt. Es gibt eine wunderhübsche Edition dieser «Lohas»-Lifestyle-Finken aus blauem Satin, die zusammen mit der Schuhdesignerin Tabitha Simmons entwickelt wurde. Gute Sache – und sieht gut aus.

Ihre Fragen zum Stil schicken Sie bitte per Mail an hatdasstil@weltwoche.ch. Oder per Post an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

Born To Be Wild

Von Peter Rüedi



Wollen wir von «Trends» sprechen oder von «Moden»? Geschenk – solange wir uns nichts vormachen und den zuweilen schwer begreifbaren Wandel des öffentlichen Geschmacks nicht leugnen. Oder ihn verachten. «Trend» klingt ja etwas besser, und wer auch dafür zu nobel ist, spricht von «Stil»; als ob der nicht auch von modischen Schwankungen abhängig wäre (allenfalls etwas längerfristigen als bei der Damenoberbekleidung). Moden gibt's sogar in der Wissenschaft, die sich diesbezüglich für besonders unanfechtbar hält. Weshalb also nicht beim alltäglichen Genussmittel Wein? Beaujolais out, Roussillon in; Chianti out, Ätna in; Wachau in, Elsass out. Rioja out, Ribera del Duero in. Und so weiter. Dahinter stecken zum Teil reale Versäumnisse respektive Verdienste, aber manchmal auch nur der Snobismus einiger Meinungsmacher. Die, im Fall des Rioja, einfach verachten, was viele mögen. Oder was günstig zu haben ist (bei einem Luxusgut können vernünftige Preise ja ein Markthindernis sein). Selbstredend weiss ich das besser und will es durch eine Hymne auf einen Rioja beweisen. Was – Ersteres – ein Witz ist (natürlich ersetze auch ich fast jedes abtransportierte Vorurteil durch ein neues; wer sich davon ausgenommen fühlt, der werfe den ersten Zapfen!). Das Zweite meine ich ernst.

Rioja ist nicht Rioja. Das ist zwar eine Banalität, stimmt aber auch im Hinblick auf die drei Unterbereiche der Appellation. Der «Castro» der jungen Produzenten Altos R kommt aus den relativ hohen, vergleichsweise kühleren Lagen des Rioja Alavesa (also aus der nördlichen baskischen Provinz Álava). Das merkt man der Version 2009 dieses reinen Tempranillo mit der Vielschichtigkeit eines guten Bordeaux auch an. Nicht nur den Alkohol, auch die 24 Monate in neuen Barriques lassen sein vibrierender nerviger Charakter vergessen (respektive nur aufs Angenehmste spüren). Über aller dunklen Frucht (Pflaumen, Brombeeren, Kirschen) funkeln pfefferige und würzige Glanzlichter. Viel Kraft, anhaltende Länge. *Born to be wild.* Krud gesagt: saumässig viel Wein für vergleichsweise wenig Geld.

El Castro de Altos R 2009 Rioja DOCa. 14%. Gerstl. Fr. 17.50. www.gerstl.ch

Sauer macht lustig

4000 Besucher, 8 Gastköche mit 17 Michelin-Sternen: St. Moritz feierte zum 21. Mal sein Gourmet-Festival. Von David Schnapp



Wunderbare Gegensätze: Moshik Roth (o.) und Mauro Colagrecó (u.).

Zum Abschluss traf man sich zum Essen in einem Zelt auf dem gefrorenen See: Vergangenen Freitag ging mit dem «Great BMW Gourmet Finale» das 21. St.-Moritz-Gourmet-Festival zu Ende, 250 Gäste wurden von acht Gastköchen aus der halben Welt unterhalten. Es war ein bemerkenswertes Schauspiel von perfekt orchestrierter Zusammenarbeit.

Wenn etwa der gebürtige Israeli Moshik Roth, schwergewichtiger Autodidakt und Zwei-Sterne-Chef aus Amsterdam, mit zwei Dutzend helfenden Köchen aus den grossen Hotelküchen von St. Moritz um eine improvisierte Anrichte stand und aus einer Plastikflasche 25 Jahre alten Macallan-Whisky auf die fertiggestellten Teller träufelte, war das ein sehr schönes Bild.

Roth lieferte den komplexesten Gang des Abends, eine Kombination aus Kürbisgnocchi, Kastaniencreme, einer Emulsion aus Vacherin Mont-d'Or, schwarzer Trüffel sowie dem erwähnten Whisky, der die Komposition mit unterschiedlichsten Texturen und Aromen um den feinen Geruch von veredeltem Alkohol und den Geschmack von sehr teurem Caramel erweiterte.

Das Gesetz des Gala-Abends

Gala-Abende wie dieser haben für Köche ihre Tücken, sie müssen sehr viele Teller in sehr kurzer Zeit fertigstellen. Das bedeutet in der

Regel maximale Komplexitätsreduktion, was wiederum meistens auf Kosten der Spannung in einem Gericht geht. Mauro Colagrecó, Argentinier mit italienischen Wurzeln und einem eigenen Restaurant im Zitronenparadies Menton in Südfrankreich, brach mit seinem Gericht eindrücklich dieses Gesetz des Gala-Abends.

Sein poelierter (in der Pfanne angebratener, im Ofen gar gezogener) Steinbutt war in perfektem Zustand, als er auf den Tisch kam. Er wurde kombiniert mit Texturen von Topinambur: als knuspriger, erdig-aromatischer Chip oder als leichter Schaum sowie in einem Pilzragout mit Haselnüssen. Eine Art Ausrufezeichen am Gaumen war ein Zitronengel, das mit seiner spitzen Säure für wunderbare Gegensätze sorgte – je nachdem, mit welchen Komponenten man es kombinierte.

«Sauer macht lustig», sagt man. Mauro Colagrecó, Nummer 28 der «World's 50 Best Restaurants», bewies an diesem Abend, dass interessante Gerichte oft durch Gegensätze entstehen. Sofern man weiss – wie Colagrecó eben – diese in Balance zu halten.

Das Gourmet-Festival findet als «British Special Edition» wieder statt vom 26. bis 31. Januar 2015 in St. Moritz.

Weitere Informationen und Berichte auf www.dasfilet.ch und www.stmoritz-gourmetfestival.ch



Auto

Grosser Bruder Bär

Der BMW X5 mit grossem Benzinmotor klettert in unserer Rangliste beliebter Reisefahrzeuge ganz nach oben. *Von David Schnapp*

Im vergangenen September haben wir schon einmal über den neuen X5 von BMW berichtet (*Weltwoche* Nr. 39/2013). Nun, da es Gelegenheit gab, sich eingehender mit dem grossen Wagen zu beschäftigen, wollen wir ihn nochmals loben. Zu Beginn sollte man aber vielleicht noch eine Begrifflichkeit klären, BMW sagt nämlich nicht SUV (*sport utility vehicle*) zu dem Auto, sondern SAV (*sport activity vehicle*). Damit stecken wir schon tief in den Geheimnissen des Marketings, die sich uns nicht gleich erschliessen, aber es geht wohl darum, dass der X5 ein sportlich aktives Auto sein soll.

BMW xDrive 50i

Leistung: 450 PS, Hubraum: 4395 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 250 km/h
Preis: Fr. 104 800.–; Testwagen: Fr. 137 990.–



Zunächst aber erfasst einen grosse Gelassenheit beim Einsteigen. Man betritt sozusagen die bayrische Welt des lässigen Luxus. Da ist wohlriechendes Leder, das in besonders schöner Form bei der Veredelungsabteilung «BMW Individual» vernäht wird, die Finger streichen über kühle Aluminiumleisten – und man bekommt natürlich diese Übersicht, der wichtigste Grund, weshalb man gerne SUVs fährt. Übersicht entspannt.

Es ist: viel

Mit dem Drücken des Anlassknopfes erwacht der Achtzylinder mit einer grollenden, blubbernden Startsequenz zum Leben. Der X5 wird in den USA gebaut, und es scheint, als hätten sich die Soundingenieure Mühe gegeben, dem Aggregat diesen sehr amerikanischen Big-Block-Motorklang mitzugeben, was ihnen wirklich ausgezeichnet gelungen ist. Der X5 hält eine breite Palette an schönen Klängen zum Abspielen bereit; vom drohenden, anschwellenden Donnern bis zum bösen Brüllen, wenn man herausfinden will, wie schnell sich Masse in Bewegung übertragen

lässt. Es dauert fünf Sekunden, bis 100 km/h aus dem Stand erreicht werden. Bei einem Auto von mindestens 2250 Kilogramm Leergewicht ist das recht eindrücklich und fühlt sich an, als würde sich der grosse Bruder Bär urplötzlich in eine Gazelle verwandeln. Umsonst ist das nicht, mit etwa 15 Liter Benzinverbrauch auf 100 Kilometer ist zu rechnen.

Der Achtzylindermotor mit Twin-Turbo-Aufladung, 4,4 Liter Hubraum und 450 PS Leistung entwickelt bei 2000 bis 4500 Umdrehungen ein maximales Drehmoment von 650 Nm, und das ist: viel. Und es fühlt sich auch so an, obwohl der BMW die Kraft dank des Allradantriebs xDrive sehr kultiviert auf die Strasse bringt. Aber das gutdotierte Leistungsangebot trägt dazu bei, dass man gerne lange Strecken im X5 zurücklegt, denn es ist immer noch etwas Reserve da, wenn man sie gerade braucht. Oder man fährt mit Tempomat zügig auf der Autobahn, es grummelt der Motor, und man liegt zurückgelehnt in den schönen Ledersesseln und entspannt sich. Beim Aussteigen kann man sich dann der Zustimmung der Umwelt erfreuen, sofern diese etwas von Autos und Motoren versteht. Solange wir jedenfalls mit unserem X5 in Mineralweiss metallic und mit schwarzen Felgen unterwegs waren, konnten wir auf wohlwollende Anerkennung von Tankwarten, Waschstrassenmitarbeitern oder Hotelrezeptionisten zählen.



«Morbid vielleicht nicht, aber unangenehm»: Puttaert, Kunsthändler, 48.

MvH trifft

Stefan Puttaert

Von Mark van Huisseling — Preise für Kunstwerke steigen und steigen. Unter anderem wegen Auktionatoren wie dem Sotheby's-Chef.

Wie viel macht der Unterschied aus zwischen einem guten und einem weniger guten Auktionator bei den Preisen, die erzielt werden? – «Es macht viel aus, ein guter Auktionator und seine Mitarbeiter am Telefon können helfen, den Preis höher zu treiben. Man muss den Saal im Griff haben. Sie dürfen nicht langweilig sein, man muss Sprüche machen, die das Publikum lustig findet, die aber nie ins Vulgäre gehen. Wenn Sie eintönig 200 Lose versteigern, ist die Hälfte bei Nummer 50 schon eingeschlafen, auch wenn man interessante Werke hat. Es ist ein bisschen ein Schauspiel, aber ein seriöses Schauspiel.» – «Ihr Angebot kommt durch die drei D zusammen, sagt man: *death, divorce, debt* [Tod, Scheidung, Schulden]...» – «Wir leben von den drei D.» – «Ziemlich morbide eigentlich, nicht wahr?» – «Morbid nicht, aber es sind unangenehme Situationen, auch für uns manchmal. Bei Nachlässen vor allem, wenn man den Sammler

kannte. Und die Familienmitglieder eine angespannte Beziehung zueinander haben... Bei Scheidungen ist es so, dass es oft schnell gehen muss, und bei Finanzproblemen ist es mehr oder weniger die gleiche Situation.»

Stefan Puttaert, 48, arbeitet für Sotheby's, «eines der traditionsreichsten Auktionshäuser» (Wikipedia); er ist Direktor der Niederlassung von Zürich und somit einer, der Kunst versteigert. Preise von Kunstwerken – etwa des Impressionismus, der klassischen Moderne, zeitgenössischer Kunst – stiegen in der jüngeren Vergangenheit (die letzten zehn, zwanzig oder mehr Jahre) stärker als viele andere Formen von Kapitalanlagen, bestimmte Aktien oder Obligationen etwa, trotz kurzen Zeitabschnitten mit Preisrückgängen, unter anderem 2009 oder Ende der 1980er Jahre. Sotheby's Zürich und Puttaert versteigern vor allem Schweizer Künstler (Hodler, Giovanni Giacommetti, Calame, Vallotton; das nächste Mal am

27. Mai). Der belgisch-schweizerische Doppelbürger zog vor fünf Jahren von Zürich nach Basel, nachdem sein Partner Polizeikommandant von Basel wurde und deshalb Wohnsitz dort nehmen musste (*only in Switzerland*).

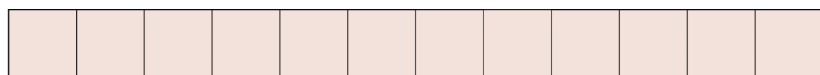
«Es gibt noch ein D – *deception*, Betrug. Werke von Künstlern der Moderne zum Beispiel, die plötzlich zu haben sind, sind oft Fälschungen. Gutes Beispiel: die Beltracchis.» – «Das ist natürlich ein spektakulärer Fall [deutsches Fälscherpaar, 100 bis 200 gefälschte Arbeiten, Betrugsgewinn: zwanzig bis fünfzig Millionen Euro, Wolfgang Beltracchi verurteilt zu sechs Jahren Haft], und er bringt den Kunstmarkt in ein schlechtes Licht. Aber aus meiner Erfahrung in zwanzig Jahren der einzige so extreme Fall. Wir als Kunsthändler müssen die Echtheit von Werken, die in eine Auktion gehen, prüfen. Und die Provenienz: War es vielleicht ein gestohlenen Werk?» – «Ihre Sorgfaltspflichten sind das eine, und es ist klar, dass Sie echte Werke versteigern wollen. Aber der Haftungsausschluss... Verkürzt steht dort: «Wenn keiner merkt, dass ein Werk gefälscht ist, trotz genauem Hinschauen, dann ist das das Problem des Käufers.»» – «Unsere Spezialisten prüfen die Werke sehr genau und machen detaillierte Angaben dazu. Und die Verträge werden von Juristen ausgearbeitet. Wir möchten Probleme im Voraus vermeiden.»

Schwer, Geld zu verlieren

«Ist es richtig, dass Ihre Firma Verkäufern keine Mindestpreise für ihre Sammlungen mehr garantiert?» – «Es gab eine Welle von Preisgarantien, vor etwa zehn Jahren, das wird heute eigentlich grösstenteils vermieden. Man hat [Auktionshäuser haben] damals damit schlechte Erfahrungen gemacht und sorgt heute dafür, dass Auktionen auch ohne Garantien erfolgreich sind.» – «Als aussenstehender Beobachter bekommt man den Eindruck, Ihre Branche habe ein attraktives Geschäftsmodell: viele Haftungsausschlüsse, keine Preisgarantien. Oder kann man mit einem Auktionshaus Geld verlieren?» – «Schwer, nein, es ist in dieser Branche ein grosser Vorteil, wenn man weltweit tätig ist wie Sotheby's und Kunden mit Portfolios hat, bei denen Kunsthändler nicht mithalten können.» – «An Versteigerungen, an denen ich war, wurden Lose mit hohen Preisen oft nicht von jemandem gekauft, der auf einem Stuhl im Zimmer sass, sondern von anonymen Bietern, *mystery men* am Telefon. Gibt es die überhaupt?» – «Jede Telefonkonversation wird aufgenommen, das ist Vorschrift, auch, natürlich, wenn einer im Internet mitbietet, muss er sich vorher bei uns registrieren. Die Compliance [Einhaltung von Gesetzen und Richtlinien] ist sehr streng heute.»

Seine liebsten Restaurants: «Bärengasse», Bahnhofstrasse 25, Zürich, Telefon 044 210 08 08. «Rhyschänzli», Elsäasserstrasse 17, Basel, Telefon 061 272 23 23.

1		2		3	4		5	6		7		8	9	10
				11								12		
13	14		15				16		17			18		
19							20							
			21									22		
23		24						25						
26					27						28		29	
30				31				32		33				
34				35				36				37		38
39								40				41		
				42						43				
	44							45				46		



Lösungswort — Region ganz nach W. Somerset Maughams Geschmack
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Zeitweiliges Leben für anderes Erleben. 5 Natur pur, nicht nur für die sämige Gesundheitskur. 11 Bei besonderen Anlässen ist die Aufmachung angemessen. 12 Chinesisches Schriftzeichen, erinnert Briten an Gebäck. 13 Persischer Schatzmeister in biblischer Mission. 16 Fällt sie herunter, ist die Überraschung gross. 19 Nur Illusion oder dann doch Perfektion? 20 Kein Hochstapler, wer mit Hubstaplern umzugehen weiss. 21 Handlungen mit Wandlungspotential oder schlicht profan. 22 Er, der Schubert und Schumann schätzte, wurde von Debussy geschätzt. 23 Das Inselchen, das vor Zeiten auf Befehl Apollos auftauchte. 25 Eigenschaft, für Duckmäuser grauenhaft. 26 Auf grosses Erstaunen folgt manchmal solch ein Raunen. 27 Er ist endlos persönlich. 28 Was aus Josef so alles werden kann. 30 Grösse, die sich auch in Grad ausdrücken lässt. 32 Ein Kreis in der Provinz Sichuan. 34 Um wirklich nett zu sein, fehlt am Ende dann halt doch etwas. 35 Zu teigig, um ein Spekulant zu sein. 39 Sie ist etwas für Kinder und Tiere. 40 Eine etwas verrutschte indische Tracht. 41 Staatsschutzverfahren nach mörderischen Jahren. 42 Übelkeit bei normaler Gesundheit. 43 Ein Hochhaus ist ohne sie undenkbar. 44 Vermittler wie Übermittler. 45 Ist's kein Bonus, tut's auch das Adverb. 46 Dicht gedrängt und damit eingeschränkt.

Senkrecht — 1 Fast schon zum Lächeln, diese Erbsen aus Italien. 2 Ihr Kuss ist für manch einen Künstler ein Muss. 3 Und andere, fragt sich nur, welche denn. 4 Noch ein bisschen mehr, und er ist wirklich ein Narr. 5 Zwischen ihm und dem Meakan befindet sich der Akan-See. 6 Von Stockalper einst geprägter keltischer Hügel. 7 Schmachttende Liebe, so Goethe einst, vermeidet ihn. 8 Zuwendung auch ohne Zuneigung. 9 Das Instrument genügt, um vergnügt zu sein. 10 Dank ihr begannen neue, rosige Zeiten. 14 Auch politisch korrekt: Hakennase statt Hakenkreuz. 15 Dezent bis penetrant, auch bei Männern gut bekannt. 17 Geldersatz aus Tier- und Pflanzenwelt. 18 Wo Gulliver ein ganz Grosser wurde. 20 Das Nesseltier erinnert an ein sagenhaftes Wesen. 23 Sie ist ebenso antiker Urknall wie personifiziertes Schicksal. 24 Für die einen ermüdend, ist er bei anderen erwünscht. 25 Der Weg ist hier nicht Ziel sondern Methode. 27 Besonders bei Astrologen beliebte Betrachtungsweise. 29 Viele Schüler ersehnen sie, und zwar mehrfach. 31 Wohl reichste Stadt der USA, und Schnee für Promis ist auch noch da. 33 Schlange, bei der Stillstand geboten ist. 36 Mond, mit seiner zweiten Hälfte eine Fehlbildung. 37 Der I. wie der II. und III.: alles schwedische Könige. 38 Ewiger Präsident, und was am Ende übrigbleibt.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 353

	W	A	R	S	Z	A	W	A		A	S	S	Y	
S	E	N		L	E	B	E	N	S	M	U	T		Z
E	I	N	F	A	R	B	I	G		I	S	I	R	O
E	T	E		W	A	L	L	E	N	S	T	E	I	N
N		T	H	E	T	A		B			E	R	Z	E
O	K	T	A	N		S	T	E	F	A	N	Z		
T	U	E	R		L	E	H	N	E		H	E	I	M
	R		A	M	I	N	O		S	T	O	P		O
P	R	O	L	O	G		M	A	T	E	R	I	A	L
F	E	L	D	S	A	L	A	T		A	N	D	E	N
A	N	I		S			S	E	E	M	O	L	A	
U	T	O	P	I	S	T		M		S	I	T	A	R

Waagrecht — 1 WARSZAWA (Warschau) 8 ASSY (Romantitel von Heinrich Mann) 11 SEN (-ior) 12 LEBENSMUT 14 EINFARBIG 15 ISIRO (Stadt im Kongo) 17 ETE (engl. f. estimated time enroute = geschätzte verbleibende Reisezeit) 18 WALLENSTEIN 19 THETA (Begriff aus der Astronomie) 21 ERZE 22 OKTAN 24 STEFAN (österr. Schriftsteller) 27 TUER 28 LEHNE 29 HEIM 32 AMINO 34 STOP 36 PROLOG 38 MATERIAL 41 FELDSALAT (auch Nüssli-Salat) 42 ANDEN 43 ANI (med./lat. anus f. After) 44 SEEM (engl. für Anschein) 45 OLA (von span. La Ola, Welle in Stadien) 46 UTOPIST 47 SITAR

Senkrecht — 1 WEIT 2 ANNETTE (aus hebr. Hannah, "Die Anmutige") 3 SLAWEN 4 ZERAT 5 ABBLASEN 6 WEIL 7 ANGEBEN 8 AMIS (Ureinwohnerstamm Taiwans) 9 SUSTENHORN 10 STIER 11 SEENOT 13 ZONE (griech. f. Gürtel) 16 RIZZI 20 HARALD 23 KURRENT 25 THOMAS (Mann, Autor der erwähnten Erzählung) 26 FEST 28 LIGA 30 EPIDOT 31 MOLNAR (ungar. f. Müller) 33 MOSSI 35 TEAMS 36 PFAU 37 OLIO (it. f. Öl) 39 ATEM 40 AELA

Lösungswort — RENTABILITAET

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien



PATEK PHILIPPE
GENEVE

Beginnen Sie eine
eigene Tradition.



Eine Patek Philippe gehört einem nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr, aber eigentlich
bewahrt man sie schon für die nächste Generation.

Patek Philippe Boutique
at

BEYER

Zürich seit 1760 • Uhren & Juwelen
Bahnhofstrasse 31 • 8001 Zürich • Tel: +41 (0)44 888 33 88
beyer-ch.com



Nautilus Ref. 5712/1A, Nautilus Manschettenknöpfe.